

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der schwarze Teufel.

1. Kapitel.



enn es im Hochgebirge recht wettet und stürmt, da machen die Sommergäste in den ersten Tagen so trüben Wetters noch trübere Gesichter. Einige junge Springer höchstens lassen sich bilden, der größere Teil versteckt und langweilt

auf den Zimmern oder ergeht sich in gegenseitigen remiaden im Speisesaal des Hotels, wohin sie Zufall der Absicht zusammengeführt hat.

Diejenigen, welche dies thun, sind sozusagen die unaktiven Gäste, die Neulinge. Alte, die schon öfter im Gebirge gewesen sind, machen es nicht so. Sie besuchen mehr bei heillosstem Wetter recht gerne einsame ergschenten oder, in Ermangelung von solchen, jene Hütten hoch oben am Berg, wo Köhler und Holzsucher, Jäger und Wildbiede, vor dem Unwetter Schutz suchend, her zu treffen sind.

Hier unterhält sich selbst der Gelehrte. Er hat Gelegenheit, Volksstudien zu machen, die Idiome des Bergvolks zu studieren, und der weniger Gelehrte kann Lungen im Aufschneiden, Schnadahüpfelungen u. s. w. machen. Gewöhnlich ist einer unter den unwürdigen Burschen, der die Zither spielt und zehn Schokl Trutteder über alles mögliche dazu singt. Alle diese Burschen hören mit Interesse fremde Menschen erzählen, und alte ein Gast im Aufschneiden nicht besonders bewundert sein, er kann es von den Bergführern und Einheimischen lernen. Ist auch die Zeit vorüber, wo sich der Berliner noch auf weichgeflossene Gemsejener mit Speisekartoffeln freute, den Moccalassie mit frischer Mettschermilch zu schlürfen wünschte oder die Begegnung mit einem grimmigen Bären als etwas Unausbleibliches wartete: so dürfte es heute noch nicht zu den Seltenheiten gehören, daß der Norddeutsche wenigstens einen Bären — und zwar einen gewaltigen — aufgebunden liegt, wenn er als Unerfahrener in so einer Schenke der Hütte, deren wir eben Erwähnung gethan, neuerlich nach allem fragt. In eine ähnliche Schenke möge uns nun auch der Leser begleiten.

Steigt man über den sogenannten Hengst auf den Schaaßberg, so kommt man an einen kleinen See. Smaragdgrün wie ein Juwel liegt er an der schroffen Wand — ein Spiegel für die wenigen Tannen, die hier oben noch kümmerlich ihr Dasein fristen, und ein abendes, quellfrisches Trinkbeden für das Hochwild, für Hense und Hirsch.

Den Touristen aber erfreut sein Anblick, und jeder, der auf diesem etwas gefährlichen Weg den lohnenden

Schaaßberg bestieg, erinnert sich gerne an das grüne See'el (kleiner See), wie es allgemein hierzulande heißt. Selbst der bekannte Reiseschriftsteller und Geologe Kohl hat in seinem vorzüglichem Werke über das südöstliche Deutschland das grüne See'el auf dem Schaaßberg nicht vergessen.

Nicht weit von diesem wegen seines unbeschreiblich schönen Grüns bekannten Alpensee, zwischen rauhem Geröll und spärlichem Gras, steht so ein verwettertes Blockhaus, das bei dem gewaltigen Regen, der jetzt schon tagelang das Bergland überströmt, ein willkommenes Obdach gewährt. Fast schwarz sieht es von dem grauen Bergwandshintergrund ab, und eine Scheibe, auf der einst die sichere Kugel den Punkt durchbohrte, darüber der Spruch: „Waidmanns Heil!“ stehend, ist der Hütte einfacher Schmuck, der über der niedrigen Thüre außen prangt.

Wir treten nicht allein in die Hütte ein. Zwei led ausgehende Bursche sind es, die eben vom Hengststruck herabgestiegen und triefend vor Nässe mit uns dorthin flüchten. Beide waren noch jung, die jägermäßige Tracht des Gebirglers kleidete sie gut und ließ ihre schlanken, geschmeidigen, kräftigen Glieder zu voller Geltung kommen.

„Blutige Gams, ist das a Hundswetter!“ schalt der ältere von ihnen, als sie die Thürschwelle der Bergschenke überschritten; — ein ähnlicher Spruch folgte beim Eintritt in die Stube, wo um einen Tisch bereits mehrere Männer, vor Tabakqualm und Dampfrauch kaum sichtbar, in lebhaftem Gespräch versammelt waren. Das Unwetter hatte sie hier zusammengeführt, aber man sah keine verdrießlichen Gesichter. Diese abgehärteten, in Sturm und Wetter geprüften Gesellen sind die Unbilden der Witterung gewöhnt, als wären sie aus dem Gestein ihrer heimischen Berge gemeißelt. Nur der ältere von den eben Eingetretenen, wie wir vernahmen, klagte über das Unwetter, weshalb ihm aber auch die derbe Antwort ward: „Lebzeltens-Gepp! Das d' feim nit zergehst wegen an Stäubel Wasser auf der Zoppen!“ — „Drin beim Militär haben s' ihn verhatshelt den Duben!“ drang es weiter vom Tisch dem Eingetretenen entgegen.

„Und ja! wenn der Herrgott a'mal sein Blüamergarten a wengl sprikt, dann wickeln sie sich ein die Soldaten in langmächtige Mänteln, daß s' aussehn wie der Glaubaus, wie die Tanzbären, und nichts mehr zu sehen ist von die g'schmuden weißen Röckel, die ihnen der Kaiser geben hat!“ mischte sich eine wohlklingende Mädchenstimme dazwischen, ohne daß man der Sprecherin ansichtig werden konnte.

Wir müssen tiefer in die Stube treten, um das Mädchen gewahr zu werden. Hinten an der schwarzbraunen Küchentüre steht es, ein wahres Prachtmädel an Jugendfrische und Schönheit in Gesicht und Formen. Lautschallendes Gelächter vom Tische und zustimmende Bemerkungen von allen Seiten hatte des Mädchens Einwand hervorgerufen.

Der Lebzeltens-Gepp wurde etwas verlegen, und was konnte er auch gleich darauf erwidern! An dem Tische bei den übrigen Platz nehmend, rief er dem Mädchen nur zu: „Bring an Enzian oder an Kerschen, spöttische Dirn! Kannst leicht so reden da herinnen in der warmen Stuben, du Hauskatl und Kuchellat in der Hengststruden-Hütten!“

„Da hast a Glasl Weichselliqueur, einen recht guaten und süßen, Burgstaller-Gepp! Der Enzian konnt' dir s' bitter sein und der Kerschen s' hantig, feimer Qual!“ antwortete die junge Wirtin in der Schenke und stellte

ein Fläschel roten Getränkes vor den Burschen hin. „Und soll er dir zu wenig süß sein der Schnaps,“ fuhr sie boshaft weiter, „kannst auch an Lebzelteln dazu haben. Die Bergseren aus der Stadt, die bringen und schenken mir genug so Zeug, wenn' bei mir einkehren.“

Alles lachte wieder wild durcheinander, aber dem zur Zielscheibe des Spottes ertorenen Burschen wurde der Spaß zu arg. Bornig auffahrend nahm er das Fläschel und schleuderte es an die Holwand der Stube, daß es in tausend Splitter zerstob.

„Ich brauch' dein Trankel nit, Tragurschel, und wenn du nit gern Enzian oder Kerschen hergiebst, dann laßt du's bleiben!“ — und der beleidigte Bursche riß den Rucksack von der Schulter und holte ein Steinkrügel hervor, es heftig auf den Tisch stoßend, seinen Begleiter mit einem kurzen: „Da trink und bring's die andern um!“ zum Mittrinken auffordernd.

Was mag die sonst so freundliche Wirtin veranlaßt haben, gegen den Burschen so unliebendwürdig und nektisch zu sein? Wir werden es bald in Erfahrung bringen.

Ursula, das schmuße Mädchen, welche mit einem Bruder gemeinsam die vom Vater ererbte, ärmliche Bergwirthschaft ausübte, das Hauswesen versah und die Gäste bediente, unterhielt oder ärgerte, wie wir eben sahen, war über des hübschen Burschen zorniges Gebaren keineswegs erschrocken oder eingeschüchtert. Befriedigt ging sie zur Küche und sprach, einen Schnalzer mit der Zunge machend: „Jetzt hab' ich ihn doch einmal in d' Hüg' bracht, das lamnfremme Schafel von Sankt Jlling (St. Gilgen), den reichen, stolzen Burgstaller-Bauern sein' einzigen Bubem.“

Und während der beleidigte Bursche drinnen in der Stube den Zweck, die Ursache seines Hierseins mittheilte, indem er den robusten Gefellen erzählte, daß er den Herrn Oberst seines Regiments gestern auf den Schaafberg geführt habe, und alle wader den Meisterwurz aus dem dargebotenen Steinkrügel schlürften und lobten, sang Ursula, am offenen Herdfeuer stehend:

Harb *) dich nur! Harb dich nur!
Bist doch mein lieber Bua,
Den ich nit lassen kann,
Der doch noch wird mein Mann!
Harb dich nur! Harb dich nur!
Harb dich nur zua!
Bist doch mein lieber Bua!
Mein lieber Bua!

Hätte man jezt ihr Gesicht gesehen, so würde man bemerkt haben, daß aller Trost und Spott daraus verschwunden war. Sie schaute fast traurig in die Gluthen. Das Liedchen jedoch — ein jeder, der das Gebirg einmal besucht, hat es schon singen hören — verrät uns am besten den Grund, warum Ursula so zuwider mit dem schönen Burschen umging. Sie liebte den reichen Bauernsohn; er aber schien es weder zu ahnen, noch Lust oder Neigung zu haben, diese Liebe zu erwidern. Aufmunterung gab ihm Ursula freilich nicht. Wer aber mit dem Gebirgsvolk vertraut ist, findet nichts Auffallendes im Benehmen der verliebten Maid; solche Scenen wie die vorige spielen sich in den Bergen häufig ab zwischen jungen Leuten.

Mehr aber als Burgstaller war sein Nachbar für die Schönheit des wilden Berggröskens, für Ursula, eingenommen. Verliebt folgten seine scharfen Augen dem Mädchen, und er war es auch, der am meisten wild auflachte und dem Mädchen beistimmte, als es so rüch-

*) Harben = härmten; in unserm Fall kränken, sich ärgern.

sichtslos über den neuen Gast herfiel. Bei Ursula geschah es aus gekränkter Liebe, — bei Burgstaller Nachbar aber aus heimtückischer Schadenfreude und schlecht verhehltem Haß, den er gegen letztern empfand und der ihn so unbändig lachen machte. Das Lied der jungen Wirtin wurde drinnen in der Stube vernommen. Die harmlosen Bursche, meist Holz knechte, moßen dem Sang keine weitere, tiefere Bedeutung als Lustigkeit des jungen Mädels bei, aber der verwegene Bursche mit dem Geierblick an Burgstallers Seite verstand es besser und täuschte sich nicht, warum die Schöne sang.

„Sie hat ihn eben gern,“ murmelte er stille für sich hin, „und der dumme Bua, der versteht sie nit, da, da, da. Ist aber auch sein Glück, denn er müßt' es tence genug büßen, wenn er der Urschel etwas wollt!“ Seine Augen leuchteten dabei unheimlich auf und in seinen Zügen malten sich die bösen Leidenschaften, die sein Inneres durchwühlten.

Indem er auf die Tischplatte schlug, daß die Gläser emporschlipften, schrie er zur Wirtin hinaus: „Urschel, eingeschenkt! Komm herein und sing herin deine hübschen G'hangeln! Hast d' gehört, Dirnerl, geh tomm!“

Die Wirtin war schnell da und füllte das leere Glas des Gastes aufs neue.

„Das ist das sechnte, Lenz (Lorenz)!“ bemerkte sie als sie eingeschenkt und den schweren Krug eine Weile auf den Tisch gestellt hatte: „aber singen, Pödin singen!“ fuhr sie mehr auf Burgstaller als auf den Pödin schauend weiter, „singen ihu' ich nur für mich und alle, denn so schön wie die Ruckländer Stasi (Anastasia) Jlling drunten kann ich's ja nit. — Und dem Burgstaller könnt' übel werden von wegen mein Gidrao!“

„Nun just wie a Amiel oder a Zeißel, Urschel, sag nit,“ bemerkte Burgstaller etwas trogig und böhmisch, „aber all'weil ist's zum Anhören und noch immer weis schöner als dem Lenz von Rühlmoos sein G'rümm in einem Trum fort, daß alles damisch werden mößt!“

Für den Rühlmooser Lenz, bei welchem der trübliche Branntweingenuß und die Eiferucht ihre Wirkung thaten, war das genug, um noch hitziger zu werden.

„Was, du Frischling, du langbeinige Heuzeugel nit' dir mein Verumrumoren nit recht? — Bäst die etoch nit, so sag's und geh raus, wennst a Schneid hast, wach Flöyl (Hautflur), feiger Bua! Dann machen wir's aus!“ brüllte er den jungen Burschen an.

Aber Burgstaller war nicht feig. Er drehte seinen Hut auf dem Kopfe, so daß die fähiggebogene Schildbaldenfeder auf demselben herausfordernd nach vorne sich neigte.

„Thu mir's runter die Feder, Schreimaul!“ antwortete der Aufgeforderte. „Thu' mir's runter, Lenz, wenn du dir traust! Ich fürcht' dich nit und wennst mit dem Teufel im Bund stündest.“

Die Stimmung nahm einen bedenklichen Charakter an. Der Rühlmooser Lenz war weithin gefürchtet und seine Bärenkraft, noch mehr aber seine Hinterlist jedem bekannt. Umso mehr staunten alle jezt Burgstaller an, der sonst so friedfertig und ruhig war, und Ursulas schone dunkle Augen ruhten nun mit jenem Gemüth voller Besorgnis und Bewunderung im Ausdruck auf dem Burschen. Sie bekam ihn doppelt lieb. Noch schöner stand er vor ihr, und in dem Moment, als Lenz, der vor Wut schäumte, eben ausholte, um auf Burgstaller wüthig mit der Faust einzuhauen, warf sie sich zwischen die Streitenden und gebot ihnen so energisch Ruhe und Frieden, daß beide Burschen überrascht zurückprallten.

„In der Hengstreden Hütten wird nichts gerant,

ni" schrie sie in den Lärm hinein, denn auch die
en wurden laut und nahmen Partei für Lenz oder
staller.

laubst du, Lenz, weil mein Bruder mit daboam ist,
mit thun, was dir g'fällt? — Nieder setz dich und
Ruah!" und mit einer Kraft, die man dem Mädchen
nicht zugezogen hätte, stieß sie den robusten Lenz
ie Bank zurück. „Und du, Burgstaller!" an diesen
endend, „darfst mit meinen, daß dir bei mir heroben
geschehen darf, wenn ich dich gleich zuvor hart
cht und derhampelt hab'," und indem ihre Stimme
er wurde, redete sie ihm freundlich zu und bat
ndlich, sich niederzusetzen und Frieden zu halten.

is Mädchen war in diesem Augenblicke schön
e. Wie eine Bergsee stand sie vor dem Bur-
der ihr Innerstes erfüllte, den sie lieb und
hatte. Burgstaller blickte sie hier das erste Mal
und bewundernd an. Eine leichte Röthe färbte
noch zornliches Antlitz und willig gehorchte

em Mädchen

o setzte sich
igsam nieder,
end die Ver-
stigen den
wid umher-
genden Lenz
Blase festbiel-
und mit Zu-
zu beschwich-
versuchten.
in Burgstaller
war's in die-
Momente ge-
gen. Ursula, die
unde Bergwir-
hatte ihn mit
n dunklen Au-
gefangen —
gehörte ihr —
hatte ihn der
fländer Stasi
ommen.

Urschi!" sprach
darauf gut und
lich, „sei mir
böß wegen dem
pektafel, aber
u, ich bin beim

litär, bei den Raimern, und a Soldat vom 59. Regi-
at ist mit feig und fürcht' sich nit, wenn auch zehn
hlmooser Lenzgen mit Stuzen und Messer was
iten von ihm. Im ganzen Gau, Dirnerl, bin ich
dafür bekannt, daß ich Händel such' oder rauf-
tig wär', wenn aber einer meine Ehr' angreift und
meiner Schneid' zweifelt, da rüggelt sich 's Blut in
in Leib und völlig gleich wär's mir dann, was
ehen thät!"

„Daß du aber, Dirnerl," fuhr Burgstaller noch
licher fort und legte den Arm um das schöne
ädchen, „daß du, die mich heut so schnappisch
pfangen hat, für mich fürchtest und einstehest, das
reut mich, Urschi! Bon ganzem Herzen bin ich
dafür guat und du wirst nimmer Ursach' haben zu
gen, daß ich stolz oder herrisch bin, wie g'nächst im
irtsbaus z' Illing drunten. Du sollst es glauben
üssen, daß du mir nit z' g'ring bist, daß ich dich wirk-
h gern hab'!" endete er erregt und küßte das Mäd-
en auf den rosiggen Mund.

Ursula ließ es sich ohne Widerstreben gefallen. „Auf
der Alm da giebt's loa Sünd!" sprachen einige, er-
freut, weil die Sache so ein friedliches Ende genommen
hatte.

Nur Lenz erleichte bis in den Mund. Mit Gewalt
machte er sich los, sprang über den Tisch hinweg zu
seinem Stuzen und Bergstod. Ein teuflischer Blick
voll tödlichen Hasses traf Burgstaller und die schöne
Wirtin, dann stürzte er ohne Gruß schäumend vor
Wut hinaus in das stürmische Wetter, dem Hengst-
rücken zu.

Auf der grünen See'elschneid' hielt der Davonstür-
mende inne und wandte sich um.

„Burgstaller, du Hund!" schrie er zorngefüllt, „wir
kommen schon wieder zusammen! Aber nur wenn's
Nacht ist, wenn's finster ist wie in der Höll!" knirschte
er weiter, „wenn nichts mehr den Weg findet, Burg-
staller, als meine Kugel in deine Brust!"

Dann verschwand er in dem Gewölk, das feucht und
schwer auf dem
Hochplateau lag.

Drinnen in der
Schenke aber da
hatte Amor ein
paar junge Her-
zen verwundet.
Sein Werk that
sich kund in den
glücklichen Mie-
nen der schönen
Wirtin, in dem
heiteren Blick des
fesehen Burschen,
der nicht ver-
fehlte, die An-
wesenden mit
Wein und allem
möglichen, was
Urschi nur auf-
bieten konnte, zu
regalieren.

Alles sang und
scherzte, nur der
junge Bursche,
der mit Burg-
staller gekommen
war, blickte ein
paarmal besorgt



„In der Hengststruden-Hütten wieh nichts gerauft, Buben!"

nach dem davongerastten Lenz hinaus.

„Der Lenz ist ein verwegener Mensch," flüsterte er
seinem Kameraden zu. „Burgstaller, nimm dich inacht
vor ihm, er schießt gut und fehlen thut er nie!"

Doch die Liebe hörte nicht darauf, der überglückliche
Freund lachte nur und sang weiter. Die Nacht über-
raschte die fröhlichen Zecher, denn den Glücklichen schlägt
keine Stunde.

2. Kapitel.

Der nächste Tag brachte freundlichen Sonnenschein.
Es war einer der wundervollsten Junitage von 1866,
voller Schönheit, Licht und Glanz. Am nämlichen Tage
aber, der so rosig erwachte, wer hätte das ahnen sollen,
schmetterte die Kriegstrompete durch Osterreich's Gauen
und drang hinein in die Thäler des Berglandes. Auch
das kleine St. Gilgen hatte acht Söhne, welche dem
donnernden Schlachtenruf folgen mußten. Der sonst so
stille Kirchplatz war heute um die Mittagsstunde der
Sammelpunkt der waffenpflichtigen Bursche, umstanden
von Abschiednehmenden, sorgenvollen Mütterchen und

ernsten Vätern, von weinenden Mädchen und der rotwangigen Giltener Kinderwelt. Die kleine Heldenschar, stramme, blühende Jünglinge, erschienen in den schmucken Uniformen ihrer Regimenter, die Holzmützen mit Alpenblumen und Federn geziert. Drei derselben trugen das kleidsame Hechtgrau mit Grün der flotten Kaiser-Jäger, Mut und Kampflust in den frischen Gesichtern, während die übrigen — also fünf an der Zahl — mit dem weißen Waffenrock der Infanterie angethan waren, und das Drangegelb an Kragen und Aufschlägen ließ sie als Soldaten des 59. Regiments „Erzherzog Rainer“ erkennen. Unter den letztern — unter den Rainern, wie sie hier sagen — finden wir den hübschen Burgstaller-Bauernsohn

wieder, der zwar ernster als seine Gefährten, aber nicht mutlos, eben lange und unverwandt nach den Höhen des Schaafberges schaute. Wir fühlen, was den schönenjungenKämpfer ernster stimmte. Aus den weichen Armen der Liebe ging's hinaus auf das blutige Feld der Ehre. Aber Nacht verschleudte die unselige Kriegsfurie den Frieden und die Eintracht zwischen zwei mächtigen Stämmen Deutschlands. Zwischen Österreich und Preußen war der Bruderkrieg erklärt.

Als endlich die Zeit zum Ausbruch herannahte, spielte die Giltener Dorfkapelle die österreichische Volkshymne. „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!“ drang es aus guten, treuen Herzen hinan zu den Bergwänden, hinauf zu den Hochforsten und Almen, und das schwarzgelbe Banner am Kirchturm rauschte mächtig, vom Bergwind bewegt. Unten blieb kein Auge trocken. Es war kein Gesang mehr, den wir da hörten. Haydns Hymne erscholl wie brünstiges inniges Gebet hinauf zu dem wolkenlosen Himmel. Ein flotter Marsch begleitete dann die Scheidenden hinaus aus dem friedlichen Heim; mancher kam nimmer zurück, er fand auf den blutigen Gefilden Italiens oder Böhmens sein Heldengrab.

Aber den Schaafberg ging's hinweg und Abendsonnengold stieß über die Granitwände und Spitzen der hohen Berge. Blutrot senkte sich heute das herrliche Tagesfest, als wäre es die Verkünderin der kommenden blutigen Tage.

Auf dem Spiegel des grünen See'els schimmert und zittert noch der Sonnenschein, während die Hengst-

rudenscheute schon in Abenddämmerkeit gelüht uns liegt, als wir, den Heldensohnen vorausziehend, dem Hochplateau ankommen.

Auch hier herauf war die traurige Kunde des bestiegenden Krieges schon gedungen, und wie sie da angenommen wurde, wer kann einen Augenblick zweifeln?

Ursula tritt eben mit gesenktem Kopfe auf der Schenke und blickt lange schweigend ins Thal. Sie steht auf einem Felsblock, der eine weitere Felswand währt, in der Hand hält sie einen frischen Strauß saum aufgeblähter Alpenröslein.

Die Blümchen sie gleichen ihrer jungen Liebe. Ursula erblickt, pflückte sie ihre Hand von der heimlichen Erde bestimmt, mit fortzukommen mit dem Liebsten, der



Ursula tritt eben mit gesenktem Kopfe auf der Schenke und blickt lange schweigend ins Thal.

Schlachtgenosse
— For Herr, er
gestern zur Liebe
wacht, muß ihn
lassen den Liebes
Schlag, auf lange
Zeit — vielleicht
Nimmerwidersehen.

Ein kräftiger
schrei ließ das
Mädchen aufstehen und
Gesicht, vom Abend
rot angehaucht, ergoß
zwei rotgeweinete
und einen zaphel
benden Mund. Sie
legte die Hand auf
hochgehenden Berg
und seufzte tief
fuhr mit der kind
weißen Mullstiege
über die Augen
sprang dann leicht
Felsstück herunter.
gleichen Augenblick
nete sich die Erde
und ein junger Mann
trat aus derselben
vor. Er war nicht
reiferlich gewacht
trug den braunen
formrod und die blaue
Hosen der österreich
schen Artillerie.

„Schwelter!“
er der jungen Frau
zu, „Urschi, hast du
Zu sehen gebiet?
kommen, die Mühe
Hab'n sind's, sie haben

mich ab! Komm her und laß mich 'hüt' Gott mit
bei dir, vor sie kommen!“

Ursula ging zu ihrem Bruder, welchen auch
Pflicht ihres Vaterland von heimlicher Scholle

„'hüt' dich Gott, Franz!“ stammelten Ursula
Lippen; weinend warf sie sich an die Brust ihres
ders, den sie innig liebte und nun zum letzten
küßte.

Nicht lange hierauf tönte ein zweiter Schrei
dieses Mal näher bei den Geschwistern. Ursula
trennte sie.

„Urschi, laß 's gehen das Weinen!“ tröstet Franz
seine Schwester und wischte sich dabei selbst die Thränen
aus den Augen. „Sie dürfen mich mit weinen sehen

ab' Trug- und Spottliedn nach der Noten und schwerer wird uns 's Auseinandergehen fallen. gesund, Schwester! Gott schütz' dich, und halt nat Haus, bis ich wieder komm! — es dauert ja wenig, wir kommen alle bald wieder!" Ein Wunsch, der leider nicht in Erfüllung ging: Reingruber, Ursulas Bruder, starb bei Königden Helbentod.

Erwarteten kamen indessen näher, man hörte sie singen und plaudern. Es waren die wackern Silgener Söhne, die jetzt auf dem Plateau er- in, voraus ein lustiger Schwegelpfeifer vom Dorf. a hatte sie kaum erspäht, so eilte sie ihnen ent- und gar bald ruhte sie herzlich schluchzend in lemen ihres Liebsten, an der Brust des ausmar- nden Joseph Burgstaller von St. Gilgen.

Die Liebenden fanden nicht sogleich Worte; der ablick war zu ernst und zu traurig, tiefes Herz- nachts stumm, wie oftmals übergroße Freude. Wer e es den Liebenden verdienen? Gestern erst sich ge- n, müssen sie vielleicht heute schon für immer en. Die Burschen, die ihren Kameraden, den staller, liebten, ließen das Paar allein; sie schritten ehente zu, wo ihnen Franz Reingruber mit einer e Tirolerwein entgegenkam.

„Gott, Brüder und Kriegskameraden!“ grüßte Biet die Ankommenden. „Trinkt und rastet aus a Stündl, vor wir miteinander weiterziehen ins burgische munter.“

„Gesundheit, Franz!“ scholl es aus sieben kräftigen n, und die Kanne machte die Runde. Es wurde r getrunken, lebhaft gesprochen, und als der Mond t magischen Schein über die Berglandschaft warf, en ermutigende Soldaten- und melodische Volks- in die kühle Nachtlust hinaus.

Der Liebespaar aber wanderte Hand in Hand etwas v von der Schenkhütte weg, um unbelauscht und hört das letzte Stündchen seligen Vesammenseins hen zu können. Eine kleine Bergquelle rauschte hrer Seite zur Tiefe, vorüber an einer mächtigen tanne, der letzten so hoch oben auf dem Berg. Patschen anderes Krummholz umgiebt den stillen Punkt, und schmale Steg, der da über die Bergschlucht weiter t, erhöht den Reiz der nächtlichen, wildschönen erie. Eine sogenannte Kast (eine höhere und eine lge Bank), wo die Semmerinnen oder Bergführer Kast kurze Zeit abnehmen und sich niederlassen, neben dem Steg, von einem Holzkreuz überragt, dem das Bild des Gekreuzigten den Frommen zur acht ladet. An jener Stelle hielt das Liebespaar

Burgstaller entblößte das Haupt und Ursula es, die das längere Schweigen brach.

„Mein lieber Bua!“ sprach sie, noch immer schluch- „geh, bet mit mir da, und schau, wie mild der and nieder schaut auf uns! Du wirst sehen, es gt uns Glück und Segen und Trost auf dem schweren ag, den du als braver Bua machen mußt. Alle s werd' ich herunterlaufen, um zu beten, und 's ugezel mit frischen Blüamern schmücken, daß d' wieder ind heimkommst vom Krieg!“

Burgstaller umarmte sein Lieb und antwortete ge- rt: „Ursci, du bist a richtig's Leut', das Herz hast am ten Fleck und dein Bitten wird sicher was nützen, das ich dir herzli' dank! Und daß du siehst, daß dein Willen gern thu', so laß uns da ein wenig l beten, zuvor aber das Sträuferl aufs Kreuz hinauf den. Denn, wenn ich fort bin, lieber Schatz, im undsland, und du hier betest für mich, wirst jedes-

mal an mich denken, wenn du zum lieben Herrgott am Kreuz hinauffschau'st und diese Blüamern siehst. Ich hab' sie für dich brocht, mei' Dirnerl, und da am Kreuzerl ist der schönste Platz für sie, da nimmt sie dir keiner, denn der Ort ist jedem heilig.“

Ursulas Augen hingen dankbar, voll Liebe an dem wackern Burschen und sie stimmte bei, den Strauß an das Kreuz oben auf zu binden. Sie nahm ein seidenes Band aus ihren Haaren und gab es dem Geliebten.

„Du herzliaber Bua, du braver!“ flüsterte sie ihm in ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Kreuze zu. „Da hast a Bandl zum Binden und nun gib fein Obacht, daß du nit runter fallst von dem hohen Kastbänkel, dem rutschigen!“ Und ihre Vorsicht war am Platz, denn die Bank war vom langen Regen noch schlüpfrig und feucht.

Nicht unbeachtet sollten aber die Liebenden bei ihrem frommen Werke sein. Was hier Liebe und Gottesverehrung zu thun beabsichtigte, von lieblichem Mondlicht beleuchtet, beschaute der Hax. Sinter Krummholzgestrüpp schlich sich näher und näher ein menschliches Wesen heran. Das Paar unter dem Kreuze hörte es nicht, es war zu viel mit sich selbst und mit dem Kreuze beschäftigt. In demselben Augenblick, als Burgstaller leicht und stink auf die hohe Kastbank sprang, rauschte es in der Nähe. Pofes Geröll tollerte nieder zu dem Fuße des Kreuzes und ein Kopf kam sekundenlang zum Vorschein, lauernd umherspähend aus dem Versteck hinter Fatschen und mächtigen Felsstrümmern.

„Um Himmels willen, heilige Schutzpatronin, was ist das gewesen, Joseph!“ schrie das Mädchen auf und klammerte sich an den Füßen des Geliebten fest.

„Ach, du Hasenfüßer!“ rief Burgstaller von der Kastbank, „a Wiesel oder a Edelmardeer wird's halt g'wesen sein! Wer wird sich denn fürchten, dalleres Dirnerl; komm gib mir das Sträuferl und 's Bandl dazu, damit ich das Kreuzerl verzier', denn wir müssen wieder hinauf zu der Schent'. Bald wird das Schwegelpfeiferl zum Aufbrechen blasen!“

Ursula war beruhigt, wenigstens that sie so, und schickte sich an, Burgstaller Blumen und Bändchen hinaufzureichen.

Schauen wir jetzt, von der lieben Stätte zurück- tretend, hinter den dunklen Felsblock, so gewahren wir dort einen kräftigen Schützen, der, den Jagdäwilling in der Hand, eben im Begriffe steht, sich schüsferig zu machen, und dessen Gesicht bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt ist. Nun fährt er zitternd, fast schen zurück. Der Ausschrei Ursulas mußte ihn erschreckt haben. Er setzte ab und murmelte kaum hörbar durch die Zähne: „Beim Teufel, bin ich a feiger Kund! Dan Drucker nur kost's und munter purzelt er über das Kastbänkel, der elendige Schuft, den 's Ursci so gern hat und die mein werden muß!“ Dann hebt er wieder das Gewehr zum Anlegen. Schweißtropfen glänzen auf dem ruhigen Gesicht und er atmet tief auf. Aber wieder folgt kein Schuß. „Blutige Gambs!“ flüstert er und einen noch derbern Fluch hinzusetzend, blickt er vorsichtig auf und fährt sich über die unheimlich glühenden Augen.

„So oft ich ihn aufs Korn nimm, den Schufsten, seh' ich immer den Herrgott ober sein' Kopf! Völlig verschwimmen mir d' Augen beim Abheben, und der Christus und mein Todfeind sind eins für meine ver- herten Augen heut nacht! — Oder soll's doch nit so leicht sein, auf einen Menschen zu schießen, wie auf a Stuck Wild?“ fragte er sich selber und fuhr einen Augen- blick schauernd zusammen.

„Jetzt werden wir's gleich haben, mein liabs Schatz!" hörte er jetzt deutlich den Gehaftten unter dem Ge- kreuzigten reden.

Das gab ihm wieder neue Spannkraft dem schwarzen Bösewicht hinter dem Felsen, das Wörtchen „Schatz" fachte den wildesten Haß und Groll in ihm an. Er legte an — einen Augenblick — und donnernd krachte das Echo von den Felswänden wieder. Der Schuß war gethan. Ein zweiter folgte und Angst- und Schmerzensschreie zugleich drangen durch die stille Mondnacht. Das Verbrechen war geschehen. —

Doch nur ein Mordversuch sollte es gewesen sein. Der Himmel ließ angesichts des Kreuzes, an dem der ver- söhnende Heiland hing, nichts Schrecklicheres zu. Unsere Lieben standen unverfehrt, fest umschlungen unter dem Kreuz. Die erste Kugel war oberhalb Burgstallers Kopf in den Leib des Gekreuzigten eingedrungen, ein schwarzes Loch bohrend in die Brust dessen, der für uns alle gestorben. Hierauf erfolgte der Angstruf des zu Tode erschrockenen Mädchens und unmittelbar darauf krachte der zweite Schuß und diesen begleitete zu gleicher Zeit der Schmerzensschrei hinter dem schwarzen Gestein.

Burgstaller war schnell ge- fahrt. Den Bergstock als einzige Waffe in der Hand, stürzte er mutig hinüber zu dem Felsen, über welchem noch schwärzliche Pulverrauchwol- ken emporstiegen. Wie ge- bannt blieb er aber stehen vor dem Anblick, der sich ihm darbot. Ein Mann lag auf dem Geröll, das Gesicht mit Blut überströmend, ächzend und jammernd um Hilfe rufend, und neben ihm Bruchstücke eines zerprungenen Geweh- res. Ohne sich lange zu be- sinnen, legte Burgstaller sein Ränzlein voller Liebesgaben und Wäsche unter das blutende Haupt des Verwundeten und rief Ursula heran, schleunigst in seiner Holzmütze, die er dem Mädchen gab, frisches Wasser aus der Bergquelle zu schöpfen.



Unmittelbar darauf krachte der zweite Schuß.

„Ein Wilderer," sagte er flüchtig, „dem 's G'wehr g'sprungen ist, liegt elendig da, Urschi! Tummle dich nur, hol Wasser, vor's zu spät ist, vielleicht können wir ihm noch helfen!"

Als Ursula, die flüchtig wie ein Hirsch zur Berg- quelle sprang, zurückgekehrt war, hob er den Schwerver- wundeten vom Boden auf und trug ihn hinüber zum Rastbänkel unter dem Kreuz. Der Getroffene verlor darüber das Bewußtsein, — leblos lag er nun hier, als hätte ihn der Tod schon ergriffen.

„Lauf, Urschi, lauf!" rief Burgstaller, dieses be- merkend, dem Mädchen entgegen, die eben wieder mit der wassergefüllten militärischen Holzmütze ihres Geliebten zurückkehrte. Burgstaller wusch nun eiligst den blu- tigen Kopf des leblosen Burschen und erfrischte wie- derholt dessen Schläfe mit dem eiskalten Raß. Durch diese Waschung ging der Rienruf vom Antlitze des vermeintlichen Wildschützen weg und ein Laut des Erstaunens entfuhr Burgstaller und Ursula zugleich, als sie jetzt in das zerfetzte, aber noch erkennbare Gesicht Nühlmoosers schauten.

„Der Lenz!" riefen sie, „der Nühlmoosers es!" und erleichteten, denn sie ahnten nun schon das Schreckliche, was sie bedroht hatte. Darüber zum emporkblickend, gewahrten sie erst jetzt das Loch, die Kugel in den Leib des Gekreuzigten gebort hatte, entsetzt über die That wichen sie einen Moment zurück.

Da erwachte der schon tot Beglaubte aus der dem wundenbedeckten Gesicht. Er schanderte ein mal zusammen und brach dann in einen herzzerreißenden Schrei aus, indem er rief: „Barmherziger Gott! Ich bin blind, blind auf beiden Augen! O gerechter Herr, du weißt mich Elenden zu strafen!"

Burgstaller und sein Lieb hörten mit Entset- zen und unterbrachen keinen Augenblick die nun seine Selbstanklage des Verbrechers, welchen die That seine verruchte That auf deren Schauplatz erreicht hat.

Als er seine Beichte gendert und nun neuerdings um unfäglicher Schmerzen, zu beten begann, wäheten die Liebenden dem Unglücklichen. Sie gaben ihm die Hände.

„Lenz!" sprach im stiller an, „unser Herrgott zwischen uns gestanden. Er dich gestraft! — Ich darf nicht urtheilen, du darfst es vor seinen Augen sein, der seine Todtenes und ihnen noch am Leben verzie!"

„Ja, Burgstaller, das wahr!" stöhnte der Verwundete. „Unser Herrgott ist zwischen uns gestanden. Hal' ich doch gesehen; oder die herüber geschaut zu wie einem Menschen und ich hab' sie feinden wollen und mit ver- den!"

Von neuem fiel er in eine langanhaltende, dem Ohnmacht zurück. Erlosch Augen waren tränenreich mit gefalteten Händen neben demjenigen, der ihm geliebten hatte worden. Dieser zog sie sonst zu sich

auf und sagte voller Edelmut: „Urschi, mein Herrgott auf der Welt, unser Herrgott hat uns gnädig seinen Schutz genommen! — Geh mir denn und vor ihm, dem Heiland am Kreuz, geh dich jetzt, um was ich dich bitt'!"

Ursula nickte ihm stumm zu und Burgstaller weiter: „Kein Mensch weiß von dem Verbrechen Nühlmoosers etwas außer uns zweien. Verbirg mit dir ernstlich, darüber niemals ein Sterbendewort deinen Mund kommen zu lassen. Niemand soll erfahren! der Lenz ist gestraft genug, er, der so die Berg' herum steigt, den Gamsbödel und nach, er ist blind, stockblind, der arme Mensch, auf beiden Augen, o denk dir's nur, Urschi, was für ein Furchtbares ist. Keine grüne Alm, kein blauer Dürnel, das ist zu arg, und wenn du denkst, daß jetzt fort muß in Krieg, wie leicht kann mir's so gehen im Kampf."

„Geh, lieber Bua, hör auf!" unterbrach ihn sein Lieb. „Verlang alles von mir, so werd' ich's tun."

ber erinnere mich nit an die Gefahren, die dir stehen, Joseph, das druck mir sonst 's Herz ab!"

Burgstaller zog sie zärtlich an sich und küßte ihr gen und Mund.

„Sei nit so traurig, Dirnerl!" tröstete er, „für n habn Kaiser, fürs schöne Vaterland zu streiten, slicht und eine Ehr!" und etwas

er fortgehend und sie nochmals send, setzte er noch bei: „Und schau, s Schaberl, a jede Kugel trifft t gleich! Hast du es nit eben er-

— darum nit verzagt und wieder wie sich's für die fesche Schent-

am grilana See'el gehört. Und ich beim, Urschi, vom Feld, dann s keine traurige Stunde nimmer-

denn du mußt mein Weiberl, Burgstaller-Bäuerin werden!"

Das Mädchen war durch diese te getröstet. Freude und Glück te aus den verweinten Augen

min war sie es, welche die Anstalten traf, um den Ber-

eten zur Bergschenke hin- zu bringen.

„Niemand wird etwas inne!"

erholte sie, „aber eins mußt mir erlauben, Joseph!"

„Ich den Armen pflegen warten darf droben, bis jeder so weit ist, daß man

hinunterführen kann zu der armeligen Hütten in

al. Die Wart' ist eben recht, n ich jetzt allein und ver-

bin in der Schenl' und durch den Lenz dent' ich n immer an dich!"

„Einverstanden, du seelen-

es Dirnerl!" antwortete Burgstaller, und während nun Ursula zur Schenke

auf eilte, um ein paar Burschen zu bitten, dem Lenz

se zu bringen und ihn heraufzutragen, wusch Burg-

staller wiederholt dem so bitter Gestraften die Wunden

frischen Wasser und machte ihm das Liegen so

st als thunlich.

Lenz wachte auf; der Mond schien sanft auf ihn her-

er; die Landschaft war entzückend schön beleuchtet;

tes Schöpfung ist herrlich auch bei Nacht auf den

abgeschiedenen Bergen. Aber um ihn her war es

blieb es Nacht, Nacht selbst am sonnenlachenden

a. Er sah sie nicht mehr die guten, edlen Menschen,

er einst haßte, die ihm verziehen hatten und ihn pfleg-

er kann nur danken, reumütig und ergeben dulden

leiden. Zwischen den beiden, die nun unter dem Kreuze

schnt waren, wurde es ausgemacht, daß niemand

dem Verbrehen hören sollte. Man erzählte noch

scheidenden ins Kampfgewühl ziehenden Burschen in

Schenke oben und später jedem, daß Lenz auf der

schwidpirsch', beim Wildern verunglückt sei, was

n auch glaubwürdig schien und von niemanden an-

weifelst wurde. Ursula hielt getrenlich Wort. Sie

egte den frühern Todfeind ihres Geliebten auf

te. Rühlmooser war rascher hergestellt, als man es

nehmen durfte; das Augenlicht aber war für immer

oschen und seine schwarze Tat sie blieb auf seinem

utlige eingegraben. Das halbverbrannte Pulver hatte

seine großen Körner tief in die Wangen geschlagen und einen schwarzen Brandfleck auf denselben zurückgelassen. Diefem Merkmal verdankt Rühlmooser seinen vollstümlichen Namen, und alles, groß und klein, nennt ihn eben nur den schwarzen Lenz.

Nachdem zu Nikolsburg der Friede geschlossen worden

war, zogen die Söhne und Helben heim-

wärts ins Bergland. Freilich mancher

blieb aus. Aber Burgstaller kehrte als

Sieger zurück — er hatte bei Custozza

gefochten — das Eichenlaub und den

Vorbeer am Helm, die Brust mit der

goldenen großen Medaille für Tapfer-

keit vor dem Feinde geschmückt, das Herz

aber voll von Sehnsucht und Liebe nach

dem schönen Heim und dem treuen Lieb

auf der Höhe beim grünen See. Burg-

staller und Urschi sind nun längst

Mann und Weib und der stattliche

Burgstaller-Hof ihr Daheim. Ein

herziges Kind vervollkommnete ihr

Glück, während der schwarze

Lenz, der blinde Wildschütz, ein

Ruheplätzchen für Lebzeiten

fand im Hause dieser zwei glück-

lichen Menschen.



Die Geschichte vom schwarzen Lenz wurde mir einmal von einem Weibchen in einer Bergschenke erzählt. Ich brachte sie dem Leser wieder, nur Örtlichkeit und Namen verändert, um das indistrete Ratschmierl, wie die Oesterreicher gerne sagen, nicht in Verlegenheit zu bringen.

Vorgebrugt.

Von Wilhelm Fischer.



s hatten drei Gefellen Ein fein Kollegium" —

nämlich der lange Ge-

richtschreiber Hen-

bach, der neue Apo-

theker Dorn und der

Kaufmann Meyer

(mit einem harten Ey,

wie er wohl scherzend

bemerkte, um sich von

seinem halben Na-

mensvetter Meier zu

unterscheiden). Der

Ort aber war das

weinberühmte Kasino

zu Ramingen, und die Stunde elf Uhr post moridiem,

an einem Mittwoch spät im November. Die andern

Gäste hatten sich als wohlgezogene Chämmer oder

solche, die es werden wollten, längst verzogen, das

Kleeblatt aber hielt noch stand, obgleich nur Dorn

noch Junggefelle war.

„Es kreiste so fröhlich der Becher

In dem kleinen Kreise herum" —

und jeder holte hervor aus dem Schatze seines Herzens

Altes und Neues, Ernstes und Scherzhaftes, doch begreiflich, des letztern mehr. Wie gewöhnlich aber zeichnete sich der lustige Heubach, unerschöpflich an Schmunzeln und Schwänken, durch Wit und Laune aus. Aber der schönste Tag geht einmal zu Ende, und sogar der schönste Abend, und als Meyer endlich die Uhr zog und, sein herzliches Lachen plötzlich unterbrechend, fast erschrocken aufsprang, da erhoben sich auch seine Genossen, um miteinander heimzugehen. Das heißt, so weit es möglich war, nämlich bis zur Ecke an der Kirche. Dort nahmen sie Abschied, feierlich und schalkhaft zugleich.

"Gute Nacht, Herr Oberpfarrer!" sprach Heubach laut mit salbungsvoller Stimme. "Schlafen Sie wohl, lieber Herr Bruder!" antwortete Meyer in sonorem Kanzelbass, so daß irgend eine schlaflose Seele, diese laut schallenden Grüße vernehmend, in den wackern Kumpanen die beiden Geistlichen des Städtchens hätte vermuten müssen. So verderbt ist die Welt, so sehr gerade der Frömmste allerlei Angriffen ausgesetzt. Darum richtet nicht vorschnell, sogar wenn ein glaubwürdiger Mann euch erzählt, er habe gegen Mitternacht den Herrn Dechanten oder den Herrn Rektor merklich angeheitert aus dem Wirtshause heimwanken sehen. Es giebt optische Täuschungen und akustische.

Dann trennten sich die drei. Einer wanderte rechts, nämlich Heubach, und die beiden andern links, vergnüglich miteinander plaudernd. Natürlich über den einen. Aber nicht gleich böshaft, er war ja kaum außer Hörweite. Im Gegentheil.

"Ein famoser Kerl, dieser Heubach!" sagte Dorn begeistert. "Ein seltsames altes Haus voll sonderbarer Einfälle! Immer fidel und munter!"

"Freilich, aber —"
 "Ein ausgezeichnete Gesellschaft! Nicht recht habereich, kein Spielverderber. Kann auch zuhören, so gut er selbst erzählt. Trinkt sein Glas, aber betrinkt sich nicht. Vergißt keinen Schwank, den er je gehört und steckt selbst voll Mutterwitz. Dabei bescheiden, wohlgezogen, höflich, wirklich ein liebenswürdiger Mensch!"

"Schon recht, wenn nur —"
 "Was meinen Sie? Heraus damit! Er hört's nicht mehr," rief Dorn.

"Ich wollt', er wär' so reich an Goldstücken wie an Witz. Aber er steckt ewig in Geldverlegenheit. Hat er Sie noch nicht angepumpt?"

Die Wirkung dieser paar Worte war großartig. Der Apotheker blieb stehen, vollständig ernüchtert. Sein eben noch so wonnecseliges Gesicht war lang und ernst geworden, fast erschrocken starrte er beim matten Schein der Straßenlaterne zu seinem größern Begleiter auf. Nicht ganz so entsetzt, als wenn Heubach ein Mörder gewesen wäre, das nicht. Aber mehr bestürzt, als bei mancher andern Beschuldigung. Hätte es z. B. geheißen: „Heubach säuft im stillen, und zwar Schnaps!“ so würde der lustige Kurzbold erwidert haben: „das merkt man ihm nicht an.“ Oder: „Er geht Abwege, was sich nicht mal für einen jungen Mann schiebt.“ — „Sieh da, der Heimtücker,“ hätte Dorn gelacht — „nun, ein alter Fuhrmann klatscht auch noch mal gern mit der Peitsche!“ Oder: „Er prügelt seine Frau!“ — „Das ist nicht schön, geht uns aber eigentlich kaum etwas an,“ hätte der Apotheker gesagt und den Haustyrannen als guten Kameraden kaum minder hochgeschätzt. Aber: „Er pumpt seine Freunde an!“ das ist, noch so gelassen ausgesprochen, ein großes Wort, vor dem die fröhlichen Geister des edlen

Weines und der guten Laune alsbald in alle Himmelsrichtungen zerfliegen.

Beachte dies, mein junger, noch bildsamer Leser, zieh dir die nötige Lehre daraus. Sprich mit einem Freund um ein Darlehen an. Die reichsten Leute haben's nicht gern, und die sanftmütigsten geben ein schiefes Gesicht dazu. Mancher verachtet lieber ein zig Mark, als daß er hundert verleiht, wie schon der alte Martial irgendwo bemerkt und weise freispredigt.

„Weil er lieber die Hälfte als das Ganze verleiht.“
 — „Hat er Sie noch nicht angepumpt?“ hatte der treue Eckard Meyer gefragt, und alles, was zunächst darauf erwidern konnte (und er freute sich daß er dies konnte), war das einsilbige: „Nein.“

„Nun ja, Sie sind erst ein paar Monate hier.“
 „Und selbst ein armer Teufel, nicht Eigentümer in der Apotheke, sondern nur Pächter.“

„Das macht keinen Unterschied,“ sagte Meyer lächelnd. „Banknoten und Gold sind ihm freilich am liebsten, aber er nimmt auch Silber.“

„Wo läßt er's denn? Er lebt doch mühsam, so wie ich beurteilen kann, und hat ein gutes Einkommen.“

„Das weiß der liebe Himmel, aber soweit ich weiß, er steckt bis über die Ohren in Schulden. Er hat ein Loch mit dem andern und kann den ersten Monats, „Mariabitt“, wie er den Tag scherzhaft zu nennen pflegt, kaum erwarten. Ich würde schwerlich darüber so viel Urfaß' ich auch habe, aber es ist nicht anders. Und da wir schon den zwanzigsten haben und er bis abend so ganz besonders zuhülichlich war, so glaub' ich Ihnen den guten Rat geben zu dürfen: Bedenken Sie nicht zu vertraut mit ihm! — Gute Nacht!“

Sie waren nämlich inzwischen langsam weiter geschritten und an ihren Wohnungen angekommen. „Gute Nacht, Herr Meyer!“ verabschiedete Dorn tiefstimmig. Einmal wurden von seiner Seite falsche Namen angenommen, dazu war die Stimmung zu gedrückt.

Es ist eine Verleumdung, daß ein Junggeheiß nur in Unordnung leben und allabendlich nach Holz und Feuerzeug suchen muß. Ein richtiger Remontiermeister gar weiß noch ganz andere Dinge im Dunkeln zu finden. Bald war es hell in Dorns freundlicher Schlafzimmern, leider in seiner jungen Seele war Meyers Warnung kam zu spät, wie so viele gute Ratschläge. Dorn war mit Heubach schon ganz vertraut. Er hatte ein Körbchen Äpfel aus dem Garten des liebenswürdigen Mannes angenommen und diese Gabe alsbald durch eine Schachtel Bücher erwidert. Sie liehen einander Bücher und Zeitschriften gingen zusammen spazieren und sprachen im Vorübergehen manchmal auf ein Weilchen der eine beim andern vor. Sie standen noch nicht gerade auf der Höhe der Liebe aber doch bei der Annäherung, wenn sie nicht ausdrücklich übertrieben feierlich gehalten wurde, daß „Herr“ vor dem Namen gewöhnlich weg. Das ist schon ein erträglich guter Boden für ein Darlehen.

„Was soll ich machen, wenn er's wirklich nächste Tage versucht?“ fragte sich der Schlauberger. „Ich eigentlich ein guter Kerl. Auf der Liste für die Waisen schwemmen hatte er mehr gezeichnet als der arme Justizrat selbst. Und erst gestern sah ich, wie er den armen Besenbinder, der seine Ware so weit herum schleppt und nicht los werden konnte, zwei Groschen gab. Wenn ich ihm aus der Patsche helfen könnte, so einem Schläge, wahrhaftig ich glaub', ich thät' es. Und ich kann's nicht. Und ihm zehn, zwanzig Thaler hätte ich auf Nimmerwiedersehen, nein, dazu hab' ich's nicht.“

selbst kaum, ob ich hier 'rum komme. Und doch man so schwer Mein sagen auf eine solche Bitte, die Erfüllung nicht geradezu unmöglich ist. Gerade einem so liebenswürdigen Kerl — hundert andern über bräch' ich's ganz gut fertig, kaltlächelnd. Fang' ich's nur an?"

er's gefunden oder ob die Schlaffähigkeit der nd, von den Nachwirkungen des Weins unterstügt, und alle andern Sorgen besiegt hat — genug, hatte der kleine Pflendrehler sein ambrosisches ins Kissen vergraben, als er die müden Augen, und da er der Untugend frönte, durch den zu atmen statt durch die Nase, alsbald zu rchen begann.

n nächsten Morgen brachte er, während der Ge- die Offizin besorgte, größtenteils in seinem Wohn- ter am Schreibtisch zu, und als er gegen Mittag al von der Arbeit aufschaute, wer naht da mit n Schritten quer über die breite Straße der

hefe? wer anders, als ange Gerichtsschreiber? schreitet das Verhäng- murmelt Dorn; „so das Schicksal an die re!“ als bald darauf die stür mit lautballendem ingel aufging. Aber wie Mann trat der Kleine Unentrimbaren ent- n, mit ausgebreiteten ten sprang er auf den tretenden zu: „Heubach, kommen wie gerufen die vom Himmel gefandt ch war schon im Begriffe, aufzusuchen, und trug wieder Bedenken —“ Was ist denn los, lieber rn?"

Ich weiß nicht, wo mir Kopf steht! Wie froh en wir gestern abend beisammen! Das ist die Rehrseite des Da-

— Doch kein Unglück pas- ? kein plötzlicher Todes-

Nein, Gott sei Dank! nein! Aber da sit' ich und ne und sun' und schreib' die Rechnung für die appschafft aus — die kriegt natürlich alles billiger, ate ich nur das bißchen Verdienst sogleich, aber der unnel weiß, durch wie viel Hände das noch laufen gepüßt und bescheinigt werden muß, und die ernen Kunden zahlen erst nach Neujahr, wenn sie's m nur thun, und die bare Einnahme ist viel geringer, ich mir vorgestellt hatte — aber ich soll blechen r und blechen da, dem Droguisten, dem Gehilfen, t Steuereinnnehmer, die Haushaltung kostet auch viel ab, so klein sie ist, ein Jungeselle wird eben überall ers Ohr gehauen, und was das Schlimmste ist, ersten verlangt der Alte die Pacht fürs erste uartal — ich hab' das Geschäft viel zu hoch über- mmen —

„Es ist etwas hoch!“ murmelte Heubach tiefsehnig. „Nur, ich weiß nicht, woher nehmen und nicht hlen. Heubach, Sie sind ein guter Kerl, vielleicht ein bester Freund hier, so kurz auch unsere Bekannt-

schaft noch ist — nehmen Sie mir's nicht übel: können Sie mir hundert Thaler leihen?"

„Ich?“ rief der Lange mit einem melancholischen Lächeln, und die Betonung drückte mit der Verwun- derung zugleich so deutlich wie nur wünschenswert die Unmöglichkeit aus.

„Wenn's auch nur fünfzig sind, ich schlag' mich am End' auch damit durch —“

„Keine fünfzig Mark — keine fünf Mark vor Maria- hilf! Die Wahrheit zu gestehen, Dorn, ich kam mit der Absicht her, Sie um eine Kleinigkeit anzupumpen.“

„Nicht?“ rief der Kurzbold genau in demselben Tone, wie der Lange soeben „Ich?“ gesagt hatte. „Das ist köstlich! Ha, ha, ha!“ Heubach lachte auch. Ein Wit, ein drolliges Zusammentreffen war unter allen Um- ständen zu mächtig für ihn, ein wahrer Trost im Un- glück.

„Zu denken, daß Sie im gleichen Glend sind!“ fuhr Dorn kopfschüttelnd fort, „der lustigste Kamerad, allezeit

aufgeräumt und heiter, voll Wit und Laune, als ob kein Wölkchen Ihren Himmel trübte, kein Kopfhänger und Sauertopf — doch Sie scher- zen wohl nur?“

„Es ist mein blutiger Ernst. Ich fürchte, ich schulde mehr als Sie, und bezahl' es später. Aber was kann das schlechte Leben helfen? Wird mein Beutel straff, wenn ich meine Stirn in Falten ziehe?“

„Freilich nicht.“

„Kann ich die Krämer mit Seufzern bezahlen und die Metzger mit Thränen?“

„Die Mägen sind hier außer Kurs.“

„Werd' ich um ein Prozent reicher, wenn ich um hundert Prozent mürrischer werde? Nein, lieber Dorn! Lustig gelebt und selig gestorben! Wenn wir nicht immer auf die Stunde zahlen können, so laßt uns doch lachen, so lang es geht!“

„Nicht, Heubach! Es ist

die Welt und bleibt die Welt, und es ist all einerlei über hundert Jahr. Wart, wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit vor Tisch — nehmen Sie Platz! — nein! im Sofa! ich hab' noch ein paar gute Flaschen im Keller — da liegt die Rechnung, leider unquittiert — ich hol' sogleich eine herauf!“

Diplomatisches Rezept.

Es war in der Zeit, da etwas wie Krieg in der Luft schwebte, wo es in allen vier Himmelsgegenden weiterleuchtete und der Friedensengel sich scheu unter Bismarcks Mantel flüchtete und ängstlich flehte: Großer Kanzler, hilf! Das war eine Zeit für die Diplomaten. Die klisterten sich in die Ohren, suchten die Achseln und schnitten wichtige Gesichter, als hätten sie mit ihrem Kammerherrenschlüssel den Schlüssel zu allen diplomatischen Geheimnissen auf der Rückseite ihres goldgestickten Frades.

Um diese Zeit war es, da hat dem Sinkenden sein



„Können Sie mir hundert Thaler leihen?“

Freund, der Hauptmann, ein Geschichtlein erzählt, das ihm auf dem Valle beim sehen Gesandten passiert ist.

Es war nach dem Nachessen, bei den Diplomaten nennt man's Souper, da bemerkte ich — so erzählte der Hauptmann — zwei junge Herren in goldgestickten Uniformen, die sich in eine Fensternische zurückgezogen hatten und sich auf sehr geheimnisvolle Weise, aber mit großer Lebhaftigkeit unterhielten.

„Aha,“ — dachte ich — „zwei von der Gesandtschaft. Was mögen die Wichtiges zu verhandeln haben?“

Nun hatte ich aber kurz vorher für mehrere tausend Mark österreichische Papiere gekauft, und da auch mein Kriegsbarometer auf „Sturm“ stand, so war ich als Familienvater für meine Österreicher etwas besorgt, obgleich ich als Soldat berufsmäßig mich stets in einer kriegerischen Stimmung befand.

Wie ich nun die zwei Goldgestickten so eifrig gestikulieren sah, so fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn du ganz gewiß wüßtest, was England für Absichten hat, wo Bismarck hinaus will, ob etwas dran ist an der russisch-französischen Allianz, und ob Österreich seine Geduld verlieren und dreinschlagen wird, — wenn du dieses alles ganz genau wüßtest, so könntest du mit deinen Papieren eine kleine Spekulation machen.

Und so wandelte ich denn, wie in Gedanken vertieft, an den Diplomaten auf und ab, und so oft ich an ihnen vorüberkam, erwischte ich die eine oder die andere Redensart.

Eben sagte der eine: „Den rechten Moment nicht veräumen, wo sie steigen und dann . . .“

„Aha,“ dachte ich, „der spekuliert auch! Wenn sie steigen, so schlage ich meine Papiere los!“

„. In Berlin mögen sie darin tüchtig sein, ich gebe es zu,“ sagte der zweite, „aber in Wien versteht man das doch am besten, denn . . .“

„Bravo! der ist ein Österreicher! Jetzt aufgepaßt,“ und ich machte rechtsum.

„. Das Feuer darf aber nicht zu stark geschürt werden, sonst giebt es einen Auslauf,“ sagte der erste jeder.

„Freilich, ohne Auslauf wird es nicht abgehen, wenn Österreich nicht Farbe bekennet,“ dachte ich und machte wieder linksrum.

„. Das Feuer muß aber geschürt werden, fallen sie ja wieder!“ sagte jetzt der zweite in der tiefsten Überzeugung, und legte die Hand auf den Degengriff.

„Der ist von der Kriegspartei! Aber ein schlauer Spekulant. Gerade, wenn das Feuer geschürt werden müssen sie ja fallen! O weh! meine Papiere!“

Was der erste jetzt wieder sagte, konnte ich nicht verstehen, der zweite aber wurde immer heftiger und schrien den Gegner am Rodtknopfe: „Ich sage Ihnen, Herr, auch von oben muß geheizt werden, von unten, von unten, von allen Seiten muß geheizt werden, wenn Sie das Feuer dämpfen, so verächt die ganze Schichte in nicht zusammen und wird die echte schwarze Farbe bekommen.“



„Das ist ein trender Sterk,“ dachte ich. „Aber Farbe bekennen! Ein Österreicher hat er. Es gibt an allen Ecken und Enden! Jetzt kann die Feuer nicht mehr dämpft werden, muß zum Ausbruch kommen! Zum Teufel mit meinen Papieren, ich schnalle meine Säbel um!“

Jetzt hatten die beiden Herren ihre diplomatische Unterredung beendet und kamen Arm in Arm auf der Nische heraus, die an mir vorüber. Der erste sagte: „Bei uns nennt man sie Sträubler oder Fische.“

„Und hierzuland pfaudelet,“ sagte der zweite.

Der erste lachte: „Dampfabdecker? Karriöser Kameel? ha, ha!“ und ließ verloren sich in die Wühle.

Ich war starr, aber der altstammende Salzstule. Das war

war das diplomatische Geheimnis, welches ich erlaubte. Sie hatten sich gegenseitig belehrt, wie man Dampf mueln mußt.

Erst auf ein Glas Bunsch an dem Schantische eines gastsfreundlichen Wirtes erholte ich mich wieder von meiner diplomatischen Entbedungszeit.

Am andern Ende des Tisches standen die beiden goldgestickten Uniformen wieder und flüsteren sich wieder geheimnisvoll in die Ohren. Wahrheitsliebend behandelten sie jetzt die Zubereitung der Lebeteufel.

Fechtbruders Nachtlager.

Eine wahre Geschichte mit angehängten Randglossen
von Otto Wilfert.



Christ, wenn die Armen manchesmal
Vor deiner Thüre stehn,
Merk auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei, ungeschult!
Und wenn ihr mütter Ruf so bang
Erschallt zu dir herein,
Horch auf, ob seiner Stimme Klang
Nicht möchte druntersein ?!

in wohlbekanntes Lied! So einfach es ist, ich hab' mich schon
dran erbaut und oft darüber nachgedacht. Auch die
so prächtig zum Inhalt und fällt mit ihrem rhy-
thmischen Schwingen und ihrem ansprechenden Tongesänge
leicht ins Ohr. Ich hab' sie erstmals in einem
Kesseldienst kennen gelernt und seitdem taucht das Lied
einer Erinnerung immer in Verbindung mit Gloden-
g und Orgelschall auf und zaubert mir ein Knäblein
die Augen, das in einem Winkel der alten Garni-
erche der Residenz auf der Treppe zur Empore sah
gar andächtig zuhörte. Das Büblein war ich,
t aber nimmt das alte Lied einen neuen Weg zu
tem Herzen: es kommt nämlich direkt vom Tanz-

und das ist so zugegangen: In ein hohentobisches
lein im Württembergischen, nicht weit vom Kocher,
des Abends ziemlich spät ein Handwerksbursche.
r ihm fröhlich zu Mute, denn das Dorf schien
Abend und ließ gute Beute hoffen. Er fing an
fechten, wie's Brauch ist, von Haus zu Haus.
in gab ihm allerlei; in einem Haus griff die Frau
h dem Brotlaib, im andern schenkte der Bauer
n Schnaps ein, im Kaufladen gab's eine Liebes-
rrer, und so weiter. Aber nirgends Geld, und aus-
ünden. Die Leute hatten nämlich selber keins. Als
eine Weile so gefochten hatte und satt war, fing er
extra um Geld zu bitten, denn er hatte merkwürdigerweise
auch keins, und wollte übernachten. Aber
wollte nicht gelingen; niemand gab ihm Geld. Er
rde dringender und bat immer angelegentlicher; es half
mer nichts. Im Wirtshaus angelangt, bat er um
Nachtsquartier. Man antwortete: „Ja, um zwanzig
ennig, anders nicht.“ — Also immer weitergefochten!
er Erfolg war: alles mögliche, aber kein Pfennig
eld. Und dabei wurde es allmählich stockfinster.

Nun war guter Rat teuer, denn die Straße
ist eine harte Lagerstatt, Nacht und Kälte sind
schlechte Schlafkameraden und der Wind
macht's nicht besser, sonderlich wenn er durch
die Hosen pfeift. Traurigen Sinnes, ent-
täuscht und verbittert wollte unser Handwerks-
bursche schon den Staub von den Füßen schüt-
teln und murmelte, um damit den Anfang
zu machen, bereits etwas in seinen struppigen
Bart hinein, das klang wie: „Schäbiges Pack,
hol' Euch alleamt der Teufel!“ Da blühte
noch einmal ein Licht über den Weg, vom
letzten Haus, wie es schien. Richtig, da
war er noch nicht gewesen; nebenan noch ein
Haus; aha, die Kirche! Also war das Haus
mit dem Licht wohl das Pfarrhaus. Unser
Handwerksbursche zog die Klingel und sagte
sein Sprüchlein her: „Armer Reisender bittet
um einen Zehrpennig.“ Hinter dem Fenster
zeigte sich eine Gestalt. „Ach, Herr Pfarrer,
ich kann nirgends unterkommen, niemand läßt
mich ins Haus, bitte, haben Sie die Freund-
lichkeit und lassen Sie mich bei Ihnen über-
nachten, unser Heiland soll's Ihnen vergelten!“
Der Pfarrer, ein junger Mann, führte sonst
ein scharfes Regiment in seinem Dorf, denn
er war Soldat gewesen, und schon hatte er
ein Wort des Tadels auf den Lippen, daß der
Landstreicher gegen den Brauch so spät am
Abend noch fechte. Aber eben als er anfangen
wollte, fiel ein Lichtschein auf die dürftige
Gestalt da unten; zudem tönten ihm die letzten
Worte des Fremden ins Ohr, und ein gar
gutmütiger Mann war er auch, trotz seiner
Vorliebe für das stramme Militär. Er besann
sich. Dann sagte er: „Ja, guter Freund, über Nacht
kann ich Sie nicht behalten, dazu sind wir nicht einge-
richtet. Aber gehen Sie doch ins Lamm, da muß man
Sie ja behalten!“ — „Ja, ich habe aber kein Geld, und
der Lammwirt will zwanzig Pfennig, anders thut er's
nicht!“ replizierte der Handwerksbursche. „Nun,“ gab
der Pfarrer zurück, „da soll's nicht fehlen, kommen Sie
einmal herauf!“

Und richtig, oben bekam unser Handwerksbursche
die begehrten zwanzig Pfennig.
Nun, soweit wäre alles ganz einfach verlaufen, denkt
der geneigte Leser. Jawohl; aber jetzt kommt's. Der
Handwerksbursche zog fröhlich ins Lamm. Er zeigte
dort triumphierend seinen Zwanziger und wurde nun zu
Gnaden angenommen. „Sehen Sie,“ sagte der Lamm-
wirt, „das habe ich ja gleich gesagt, um zwanzig
Pfennig können Sie dableiben. Sie wären der erste,
der hier keine zwanzig Pfennig zusammenbrächte!“
Die Lammwirtin aber schaute verwundert auf das
Silberstück und sagte: „Siehst, Mann, er hat's an
einem Stück; o, der hat schon vorher Geld genug ge-
habt, der hat bloß nimmer fechten mögen!“ Der
Handwerksbursche dachte allerlei, sagte aber nichts,
sondern bat nur, man möchte ihm ein Licht geben und
ein Gesangbuch und ihm sein Bett anweisen. Das
geschah auch, wenn gleich die Wirtsleute etwas er-
staunte Mienen dazu machten. Die Lammwirtin wußte
nicht recht, wie ihr zu Mute ward; das war ihr
noch nie vorgekommen, daß ein Handwerksbursche vor
dem Bettgehen keinen Schnaps, sondern ein Gesang-
buch verlangte. Kopfschüttelnd ging sie selbst mit dem
Fremden die Stiege hinauf, um ihm seine Lagerstatt
anzuweisen. Und in was für einem noblen Ge-

mache war dieselbe aufgeschlagen — nämlich im Tansaal!

Getanzt hat unser Handwerksbursche nun freilich nimmer, dazu war er zu müd. Im Gesangbuch muß er aber noch gelesen haben. Denn als die Wirtin am andern Morgen — sie wußte nicht warum, denn sonst that sie das niemals, heut aber war ihr, als sollte sie doch nach ihrem seltsamen Gaste sehen — also, als die Wirtin am andern Morgen hinaufging in den Tansaal, war das Licht fast ganz heruntergebrannt und das Gesangbuch aufgeschlagen. Auf dem Vers aber:

„Christ, wenn die Armen manchesmal
Vor deiner Thüre stehn,
Merk auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei, unversehrt“ —

auf diesem Vers lag das Zwanzigpfennigstück und die Sonne schien darauf, daß es glänzte. Der Handwerksbursche aber war verschwunden.

So ist's gegangen. Die Geschichte ist nicht übel, namentlich auch, weil sie wahr ist. Zwar die Bauern in dem betreffenden Dorf lassen durch ihre Verwandten in der Umgegend allenthalben ausstrengen, es sei alles erlogen. Aber ich weiß es von einem, der's wissen muß.

Sodann giebt die Sache allerhand zu denken, und wenn's dem Leser nicht zu langweilig ist, will ich ihm zum Exempel einiges darüber vordenten. Nämlich ungefähr folgendes.

Wenn ich eine Geschichte gelesen habe, so lasse ich die Personen, die darin vorkamen, vor meinen Gedanken Revue passieren, und ich denke, andere Leute machen es auch so. Betrachten wir also zuvörderst den Fürnehmer in der Historie, den Pfarrer und sein Verhalten. Freilich, gerade darüber, was der Pfarrer ist und sein soll, ob etwas „Fürnehmer“ oder nicht, sowie darüber, zu was die Leute meinen, daß er da sei, zu was er aber gar nicht da ist, ließe sich manches sagen. Davon vielleicht ein andermal. Geut wollen wir's kurz machen und bloß den Fall ins Auge fassen. Da fragt sich zum Beispiel: Hätte der Pfarrer den Handwerksburschen im Pfarrhaus über Nacht behalten sollen, oder nicht? War's recht, daß er dem Bettler überhaupt etwas gab, oder nicht? Und wenn, waren zwanzig Pfennig zu viel oder zu wenig? Was meint der Leser?

Ich meine dieses: Zwar, ein Pfarrer und ein Handwerksbursche sind beide Menschen, aber es ist ein Unterschied zwischen einem Pfarrer und einem Handwerksburschen und zwar je nachdem der letztere ist, ein

sehr großer. Denn der Schluß wäre falsch, wenn einer schließen wollte:

1. Handwerksburschen sind Menschen;
2. der Pfarrer ist ein Mensch; folglich
3. ist der Pfarrer ein Handwerksbursche.

Das wäre gerade so, als ob einer sagte: „Die Franzosen sind Menschen, Bismard ist ein Mensch, also ist der Bismard ein Franzos.“ Ein Kind sieht wo der Fehler steckt. — Sodann ist die christliche Nächstenliebe gewiß eine schöne Sache, aber ein sauberes, frisch überzogenes Gastbett ist auch eine schöne Sache, dagegen ein fahrender Handwerksbursche nicht immer. Es kommt nämlich vor, daß ein solcher allerhand „Hausleute“ beherbergt, wie der Volkswitz sagt, nämlich größere und kleinere Tierlein, die zwar bei den



Auf diesem Vers lag das Zwanzigpfennigstück und die Sonne schien darauf, daß es glänzte.

Ebinesen als Leder-
bissen gelten und auf
Butterbrot gestreut
werden, bei uns aber
nicht. Also, daß es
da einer Pfarrer
manchmal doch ein
wenig graust und daß
sie sich solche Gäste
ihres Eheherrn ver-
bittet, dagegen kann
man nicht viel sagen.
Ferner: daß der Pfar-
rer dem Reisenden
zwanzig Pfennig gab,
war meines Erachtens
genug. Er verweigert
ja damit einem wild-
fremden Menschen ein
ordentliches Nach-
quartier und half ihm
aus erster Not. Gest
giebt Landorte, die
täglich durchschnittlich
von zwanzig Hand-
werksburschen beim-
gesucht, das heißt
pünktlich abgeteilt
werden, und der Pfar-
rer müßte ein reiches
Mann sein, wollte er
jedem zwanzig Pfennig
geben. Wir wollen
einmal annehmen,
kamen nicht zwanzig
sondern nur zehn
„fremde Reisende“ täg-
lich und der Pfarrer gäbe jedem zwei Pfennig, so würde
das jährlich 73 Mark ausmachen, das heißt das dreifache
der Staatssteuer vom Dienstlohn eines jungen
Pfarrers. Giebt der Pfarrer zwanzig Pfennig pro
Mann, so sind's jährlich 730 Mark — die reichen
Pfarrer aber, die eine solche Last tragen können, mag's
in England geben, bei uns zu Lande sind sie rar.

Zweitens: Die Wirtskleute. Gewiß, von dem
Lammwirt war's nicht schön, so stramm auf seinem
„Schein“ zu bestehen. Aber er verließ sich stolz auf die
reichen Bauern im Ort und dachte: die sollen auch
etwas thun. Und wer weiß, wäre der Reisende nach
einer halben Stunde abermals bittend erschienen, er
wäre vielleicht doch aufgenommen worden, auch ohne
Geld. Die Lammwirtin meint, wie man sieht, daß
Betteln sei eigentlich des Handwerksburschen Pflicht,

und wenn einer es daran fehlen lasse, müsse er extra dazu ermahnt werden. Auch eine Meinung! Doch wir wollen nicht mit ihr streiten, das Frauenzimmer behält ja doch immer recht.

Drittens: Die Bauern. Wir wollen sagen, es waren hundert wohlhabende bäuerliche Haushaltungen. Durchschnittlich erhielt gewiß jeder fremde Reisende in jeder Haushaltung ein Geschenk im Wert von mindestens zwei Pfennig. Thut pro Jahr, bei zehn Durchreisenden täglich, einen Gemeindefchaden von hundert mal 73 Mark, das heißt zusammen 7300 Mark. Im ganzen Oberamt von, ich will sagen, zwanzig derartigen Dörfern gebe das das schöne Budget von 146 000 Mark. Hei, das sind Summen, lieber Leser! Aber rechne sie nach und widerlege mich! Ich will nun zugeben, daß zehn „Reisende“ Tag für Tag etwas viel ist. Sagen wir fünf — so giebt's 73 000 Mark. Und dabei sind die massenhaft auftretenden Zigeuner, die oft in Banden bis zu vierzig Köpfen die Dörfer überfallen, nicht gerechnet, und von dem moralischen Schaden, den diese schlimmen Gesellen (im Vergleich zu denen die Handwerksburschen, zumal es auch ordentliche darunter giebt, wahre Heilige sind) anrichten, wollen wir heute schweigen. Nein, nur die Festsbrüder! Wenn nun diese Landesstreicher, die notabene gar nichts arbeiten, ein Oberamt auf jährlich nur 20 000 Mark kommen sollten, so ist das doch schon kolossal viel Geld für einen solchen Zweck! Nicht? Aber soviel kosten die „fremden Reisenden“ ganz gewiß jeden Bezirk oder Kreis im deutschen Vaterland jährlich, und das Königreich Württemberg, in dessen Grenzen unsere Geschichte verhielt hat, giebt demnach mit seinen 64 Oberämtern für die Stromer jährlich mindestens netto eine Million Mark aus, Baden etwa 700 000 Mark, — und dieses Geld ist einfach zum Fenster hinausgeworfen! In Bremen ist jüngst ein Buch herausgekommen, betitelt: „Dunkle Bilder aus dem Wanderleben“, das von einem geretteten ehemaligen Handwerksburschen geschrieben ist. Der berechnet den Aufwand des Deutschen Reiches für die Stromer auf etliche 300 Millionen! Wer will nun auf die Bauern, die doch gewiß den größten Teil der Last tragen, einen Stein werfen?

Viertens: Der Handwerksbursche. Ja, das war schon ein geliebter Geselle. Gewiß giebt es unter den Stromern auch solche, die brave Menschen sind und durch unverschuldetes Unglück in Not geraten. Aber ob wir den untern dazu rechnen dürfen, ist doch nicht sicher. Mir scheint, er wollte vor allem den Leuten einen Denzettel anhängen, und ich fürchte, dies war ihm wichtiger als die Religion und das Gesangbuch. Aber gewiß weiß ich's nicht, und der Leser auch nicht, wir wollen also nichts gesagt haben! In Wahrheit hat er jedenfalls so unrecht nicht gehabt. Es ist eben nicht recht von einem christlichen Volk, daß es die „Wanderer“ so verkommen läßt. Arme Leute muß es immer geben, ja, da ist nichts zu machen, aber Bettler brauchen wir nicht aufkommen zu lassen. Man sorge dafür, daß diese jungen kräftigen Leute arbeiten müssen, und sie werden nicht auf der Straße verderben.

Mit einem Wort: Der Staat, das Gesetz, muß diese Sache endlich in die Hand nehmen. Anders geht es nicht. Der Staat nehme das Miesgeld, das die Landstreicher ja doch so wie so kosten, und greife der christlichen freiwilligen und privaten Wohlthätigkeit mit Kraft unter die Arme. Denn die Anstalten der christlichen Liebe, die Rettungshäuser, die Herbergen zur Heimat und die Arbeiterkolonien (Wilhelmsdorf,

Dornahof, Ankenbusch und wie sie alle heißen), sind angehts der furchtbaren Not bis dato nur ein Tropfen ins Meer.

Ja — sagt der Leser nachdenklich — man hat doch Verpflegungsstationen! Helfen denn die nichts? Antwort: Nein, sie helfen wenig. Namentlich, weil sie leider Goites unbegreiflicherweise nicht über das ganze Reich ausgedehnt sind. Würden sie ein großes Netz bilden, es wäre schon eine große Hilfe, und die Erfinder dieser Einrichtung, der württembergische Dekan Kemmler in Nagold und der Oberamtmann Hugel in Hall, verdienen den Dank aller Menschenfreunde. Aber so, wie es ist, nützt die Sache nicht viel. In des Verfassers Gegend waren auch eine Zeitlang solche Stationen eingerichtet. Die „Reisenden“ bettelten trotzdem nach wie vor die Ortschaften ab und so waren die Ausgaben doppelt. Die ländliche Polizei ist gegenüber diesen Wanderern, wie gegenüber den Zigeunern, völlig machtlos. Und wenn man je einmal in einem Ort die Festsbrüder wirklich einsperrt, wie das papierene Gesetz befiehlt, so werden sie erstens hierdurch nicht gebessert und zweitens muß sie die Gemeinde dann gesetzmäßigerweise einen ganzen Tag verköstigen. Nein, nein, es hilft alles nichts, der Staat, das Gesetz, muß energisch, und nicht wie bisher bloß auf dem Papier, eingreifen.

Moral: Der Leser wähle das nächste Mal einen Abgeordneten, der dazu helfen will!

Ein Vesperstündchen.



eneditt
Schwämmle
war Mate-
rialist, d. h.

er hatte ein Materialwarengeschäft in B. Wenn seine Gattin ihn auch noch außerdem einen „Materialisten“ nannte, so war dies eine willkürliche Auffassung der Frau Schwämmle; sie konnte darunter nur jene Richtung verstehen, deren Anhänger einen saftigen Kalbsbraten allen geistigen Genüssen vorziehen und deren Ideale einem Fäßchen Bod so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Herr Schwämmle war also ein zweifacher Materialist, aber — zu seiner Ehre sei es gesagt — ein dreifacher, auch ein Materialist in Glaubenssachen, war er nicht; im Gegenteil, er hielt sich für einen sehr guten und gläubigen Christen, wenn er auch am Sonntag morgen viel gewissenhafter auf den Besuch der Elfmesse als auf den der kirchlichen Messe hielt. Von seinem Tagewerk war ihm das Vesperstündchen das allerliebste, und unter diesen Vesperstündchen standen die obenan, an denen ihm

seine Frau ein paar Wiener Würstchen vorsetzte. Wenn diese nicht zu kalt oder zu hart und namentlich nicht zu kurz und nicht zu dünn waren, welcher Umstand ja zuweilen seiner Freude über diese Götterweise einige Vermutstropfen beimengte, konnte er es beim Anblick der dampfenden Würste begreiflich finden, daß Esau sein Erstgeburtsrecht für ein Lieblingsgericht verkaufte. Und daß dieses Lieblingsgericht nicht bloß ein Linsengericht sein konnte, wie das alte Testament irrtümlich erzählt, sondern Linsen mit Wiener Würsteln, nahm Herr Schwämmle für selbstverständlich an. Er wenigstens dankte seinem Schöpfer, daß er ihn als sechstes und nicht als erstes Kind seiner Eltern das Licht der Welt hatte erblicken lassen, denn in diesem Augenblick, in dem unsere Geschichte beginnt, fühlte er es mit aller Gewißheit, er wäre imstande gewesen, ein zweiter Esau zu werden und um ein paar Wiener Würsteln sein Erstgeburtsrecht fünfmal an alle fünf Geschwister zu verkaufen! Der Leser wird hieraus bereits erkannt haben, daß Herr Schwämmle gerade sein Vesperstündchen hält und daß sein Vesperbrot aus Wiener Würsteln bestand. Zu allem Ueberflus stand noch ein Glas schäumendes Bier dabei — Schwämmle beneidete die Götter nicht um ihr Nektar und Ambrosia — im Gegenteil, er war überzeugt, daß er ihren Neid herausgefordert haben würde, hätten sie eine Ahnung von seiner Mahlzeit gehabt. Eben hatte er die eine Wurst an die Gabel gespießt, um sie zum Munde zu führen — denn zerhackt dürfen diese Würste beileibe nicht werden — da „zwischen Lipp und Kelches Rand“ — da nabte das Verhängnis in Gestalt der Frau Schwämmle. Wie ein Sturmwind kam sie ins Zimmer gefaust, warf einen Rod von höchst verdächtigem Aussehen auf den Tisch, so daß der Krug des desselben, der einen auffallend fettigen Spiegel zeigte, gerade auf Schwämmles Teller fiel. Im Vorüberfliegen wurde die Gabel samt der Wurst Herrn Schwämmle aus der Hand gerissen und weit ins Zimmer geschleudert, und starb vor Schreck und mit offenem Munde blinzte Schwämmle dem entrißenen Lederbissen nach, der ihm im wahren Sinn des Wortes vom Munde hinweggeschnappt worden war. „Frau,“ rief er entrüstet, als er wieder eines Wortes fähig war, „wenn du mir die Würsteln nicht gönnst, dann stelle sie mir gar nicht erst vor; aber sie mir so recht appetitlich vor Augen zu stellen und mir dann die eine vom Munde wegzureißen und die andere durch einen so schmutzigen Rodfragen, wie dieser da ist, zu verweheln — das ist perfide — das ist schändlich.“

„Jetzt komme du mir auch noch mit deinen Würsten,“ rief Frau Schwämmle erregt, „als ob ich nicht schon Arger genug hätte! Soll ich auch noch an deiner Ungeachtlichkeit schuldig sein?“ — „Frau, erlaube mir,“ erwiderte Herr Schwämmle etwas eingeschüchtert, „nicht ich, sondern du —“ — „Schweig, Schwämmle, und laß mich wenigstens ausreden. Auf der ganzen Welt giebt es keine Frau, die so viel Arger hat als ich; Magd, Mann, Kinder — alle gehen sie nur darauf aus, mir das Leben sauer zu machen.“

Schwämmle hatte keine Ahnung, was etwa Sgures vorgefallen sein mochte; er vergaß den eigenen Arger über der Bemühung, zu erforschen, was seine Frau so in den Harnisch gebracht haben könne. Er überflog in aller Eile alle häuslichen und wirtschaftlichen Vorgänge des Jahres, Näherin, Putzerin, Maurer, Kammerlehrer u. dgl. m. „Hast du denn schon wieder große Wäsche,“ fragte er endlich, „ich meine doch, du

hättest erst in der vorigen Woche ärgerliche Tage gehabt?“ — „Ach was Wäsche! es giebt tausendertei Dinge, die dazu da sind, eine Hausfrau zu Tod zu ärgern, von denen ihr Männer gar keine Ahnung habt. Wer hätte das von der Kathrine gedacht!“ Jetzt hatte Herr Schwämmle doch endlich einen Anhaltspunkt — die Kathrine als Blutableiter — und wußte, woher der Wind blies; ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, blies er gleich aus vollen Backen mit. „Ja die Kathrine, ich habe dir schon oft gesagt: schide sie fort. Sie versteht nichts vom Kochen — erst heute mittag hat sie die Linsen total ange —.“ — „Du denkst an nichts als ans Essen,“ unterbrach Frau Schwämmle heftig ihren Gatten, „kochen kann sie gut genug, aber unordentlich ist sie wie keine. Wenn ich nicht dahinter gekommen wäre, unser Zimmerherr kündigte uns ganz gewiß bis zum ersten das Zimmer, wir kämen durch diese schlauwige Person in Verzug und fänden sicher keinen ordentlichen Mieter mehr für das schöne Stübchen.“

„Lang genug hast du eigentlich jetzt geredet, aber tothschießen lasse ich mich, wenn ich weiß, wo du eigentlich hinaus willst,“ sagte der Hausherr fast ärgerlich. „Du warst immer schwer von Begriff, jedes Kind begreift, was ich meine, wenn es diesen Rod anseht.“ Mit diesen Worten zog Frau Schwämmle das corpus delicti von dem Teller und hielt es ihrem Eheherrn vor Augen. Dieser warf einen flüchtigen Blick auf den Rod, einen langen, schmerzlichen auf das nun wieder bloßgelegte, jetzt nicht mehr dampfende Würstchen, und indem er sich niederbeugte, um den an der Gabel gespießten Kameraden aus dem Tischtuch, der den Verstopfenen freundlich aufgenommen hatte, herbeizuholen, flüsterte er seufzend: „Vernichtet, verdoeben durch einen Augenblick.“ — „Was Augenblick? Nein, Benedikt, da irrst du dich. Das ist nicht mit einemmale geschehen, das ist eine monatelange Nachlässigkeit, die da zum Vorschein kommt. Wäre der Tapezier nicht in der Stube des Herrn Assistenten, um die Matrage auszubolstern, ich wäre vielleicht nie dahinter gekommen, wie seine Kleider herumliegen und wie sie aussehen. Denke dir nur, Schwämmle, sein Hut lag unter dem Stuhle — sein Rod auf dem Bodstisch und in diesem Zustande!“ — In diesem Augenblick kam der Blutableiter Kathrine mit rotgeweinten Augen ins Zimmer, ein sicheres Anzeichen für Schwämmle, daß die Aufregung seiner Gattin nur noch ein leiser Nachhall des Donnerwetters war, das sich bereits über Kathrines Haupt entladen hatte.

„Hier ist das Benzin und hier ist die Fleckenseife,“ sagte sie schluchzend, indem sie ein Fläschchen und ein Stückchen grüner Seife auf den Tisch legte. In jedem andern Falle hätte Herr Schwämmle Mitleid mit Kathrine gefühlt, aber heute betrachtete er ihren Schmerz mit einer Art Befriedigung; war sie doch die Ursache, daß ihm für heute, ja vielleicht für lange Zeit aller Appetit zu seinen Wiener Würsteln vergangen war. Es war nur gerechte Strafe. „So, jetzt hole auch noch den Hut, der im Zimmer des Herrn Assistenten liegt, der braucht auch eine gründliche Reinigung. Wenn der Tapezier weg ist, werde ich einmal den Kleiderschrank des Herrn Beugel mustern; wenn es da nicht besser aussieht, als wie es in der Stube ansah, dann kannst du dir aufs Ziel einen neuen Dienst suchen, das sage ich dir im voraus. Mit diesen Worten verschwand Frau Schwämmle samt dem Rod durch eine Seitenthüre und Kathrine folgte langsam mit Seife und Benzin. Eine halbe

Stunde lang hörte Schwämmle, wie seine Frau den Rock mit Bürste und Wasser und die Kathrine mit Scheltworten herunterputzte. Als beide gründlich gemacht waren, lehrte Frau Schwämmle etwas ruhiger mit dem feuchten Rock über dem Arm zu ihrem Manne zurück, der inzwischen seinen Hunger durch ein Stückchen trockenen Brotes und den „Tagesboten“, seinen Durst aber durch das etwas warm gewordene Bier gestillt hatte.

„Da schau,“ sagte Frau Schwämmle und hielt ihrem Gatten den nassen Rock unter die Nase, „mit solch einem abgerissenen Aufhengel geht der Herr Assistent schon vielleicht seit Wochen herum. Was der nur von uns denken mag!“

„Hui,“ brummte Herr Schwämmle. Er hatte sich so in einen Artikel über Einfuhrsteuer vertieft, daß nur das Gefühl in ihm Platz griff, seine Ehehälfte könnte etwas gesagt haben, worauf sie Antwort erwartete. Frau Schwämmle setzte sich an ihren Nähstisch, um den Schaden auszubessern. Nachdem dies geschehen war, durchsuchte sie, wie dies stets ihre Gewohnheit gewesen, alle Rocktaschen, um sich zu überzeugen, daß dieselben nicht schadhast seien. Bisher fand sie keine, dagegen fühlte sie in der Rocktasche etwas, das ein Brief sein konnte, und sofort sprang Frau Schwämmles Eifer und der Rest ihres Unwillens in die allernäherste, unangenehmste Neugierde um. Verstehten schaute sie zu ihrem Manne hinüber, doch der war in seine Zeitung vertieft, der bemerkte es nicht, wenn sie den Brief, den sie bereits hervorgezogen hatte, ein klein wenig öffnete und ihn rasch durchflog. Es war — das fiel ihr gerade noch ein — eigentlich ihre



Dieses Schweigen herrschte im Zimmer.

Sie hatte eine erwachsene Tochter und der Herr Assistent zeigte einiges Interesse für das Mädchen, und sie als Mutter sollte so leichtsinnig sein, eine so gute Gelegenheit unbenutzt vorbegeben zu lassen, einen Blick in die Privatangelegenheiten dieses Herrn zu werfen? Nein, das wäre nicht leichtsinnig, das wäre geradezu gewissenlos, und Frau Schwämmle war eine sehr gewissenhafte Mutter. Dieses Schweigen herrschte im Zimmer, nur hier und da unterbrochen durch ein leises Knittern, das bald von dem Zeitungsblatt des Herrn Schwämmle, bald von dem halb versteckt gehaltenen Briefe herrührte, den Frau Schwämmle mit vieler Mühe zu entziffern suchte. Allmählich wurde es lebhafter. Herr Schwämmle murmelte beifällig, Frau Schwämmle brummte mißfällig, bis sie mit einemmale losbrach: „I, das ist ja niederrüchlich, das ist ja schändlich, nu warte nur, umsonst bin ich nicht hinter deine Schliche gekommen!“

Man kann es Herrn Schwämmle, der von dem Briefe keine Ahnung hatte, nicht verdenken, daß er diese Worte auf sich bezog und daß ihm dabei etwas

ängstlich zu Mute wurde; jetzt sollte wohl auch über ihn eines der Wetter hereinbrechen, die heute an dem Horizont seiner Gattin aufzogen. Auch wenn er sich keiner Schuld bewußt war, es unterlag keinem Zweifel, wenn seine Gattin ernstlich wollte, gelang es ihr mit leichter Mühe, aus allerhand Bröckelchen und Spänchen einen Scheiterhaufen aufzubauen, auf den sie ihn setzen und ihm gründlich die Hölle heiß machen konnte. Als er aufschaute, stand sie vor ihm mit einem Blatt Papier in der Hand und sie kam ihm vor wie ein Cherubim mit dem flammenden Schwert. Was mochte es nur sein, das sie erfahren hatte? Sollte sie hinter einige geschäftliche Schliche gekommen sein, die er sich hie und da ohne ihr Wissen erlaubte? War es nicht auch ihr Vorteil, wenn er dem Himmel zuweilen etwas pulverisiertes Cedernholz zusetzte? War es nicht lobenswerte Sparsamkeit, wenn er auf diese Weise seine leeren Cigarrenstümpfen gut verwertete? Wäre der Pfeffer nicht zu heiß und der gestosene Zucker nicht viel zu süß gewesen, wenn er erstern nicht mit Straßenstaub, letztern mit Kreide genießbarer gemacht

hätte? — „Da lies einmal diesen Brief,“ mit diesen Worten unterbrach Frau Schwämmle die treffliche Verteidigungsrede, die ihr Mann sich soeben selbst hielt, und indem er den Brief entfaltete, durchzudte ihn noch der rettende Gedanke: „Nichts eingestehen, alles leugnen.“ Mit diesem lobenswerten Vorsatz las er den Brief bis zu Ende. „Der Brief ist ja gar nicht an mich,“ sagte er endlich erleichtert aufatmend, als er ihn seiner Gattin wieder zurückgab. „Nun, das fehlt mir noch, daß der Brief an dich wäre, begreifst du denn nicht, daß er dem Herrn Assistenten gehört, wenn ich ihn in dessen Rocktasche — Ich meine, wenn er aus dessen Rocktasche herausgefallen ist?“

„Ach so,“ rief Schwämmle beruhigt, „da geht er uns ja gar nichts an, da steckst du ihn einfach wieder hinein, was kümmern uns dessen Briefe?“

„Er geht uns nichts an, sagst du, und willst ein pflichtgetreuer Vater sein? So viel liegt dir am Wohl und Weh deiner Kinder?! „Was kümmern uns dessen Briefe,“ schöner Vater das, das muß ich sagen. Hui, schäme dich!“

Armer Schwämmle! so hatte dich deine Ahnung doch nicht betrogen, schon zappelst du auf dem Scheiterhaufen, ohne zu wissen, wie du hinausgekommen, was du verbrochen hast.

„Was haben denn meine Vaterpflichten mit dem Briefe zu schaffen, den Frau Beugel an ihren Sohn schreibt?“ fragte Herr Schwämmle mit einem Armenfündergesicht, denn der Gedanke erschreckte ihn, er könne doch etwas gebost haben, was den Zorn seiner Gattin reizte.

„So, das weißt du nicht? Nun, da setze dich einmal hierher,“ sagte Frau Schwämmle und drückte

ihren Gatten in die linke Sofaecke, „ich werde dir das erklären.“ Gehorsam setzte sich Schwämmle nieder, um sich seine Vaterpflichten auseinanderzusetzen zu lassen; seine Gattin nahm ihm gegenüber Platz. Hätte sie sich statt dessen auf den Tisch gestellt, in der einen Hand eine Waage, in der andern ein Schwert haltend, und wäre ihr Gewand etwas antiker drapiert, ihr Aussehen etwas überirdischer gewesen — sie hätte der strafenden Gerechtigkeit aufs Haar geglichen!

„Schwämmle,“ begann sie mit dumpfem Tone, „weißt du denn auch, daß du Lächer hast?“ — „Ja, ja — d. h. eigentlich hast du sie bekommen,“ stotterte Schwämmle im Tone der Entschuldigung. Er war sich noch ganz unklar, wo seine Gattin hinaus wollte, und hielt es für das geratenste, alles zu leugnen und nichts auf sich sitzen zu lassen. „Das ist jetzt ganz egal, wer sie bekommen hat, die Hauptsache ist, daß wir sie haben. Weißt du, wie alt unsere Älteste ist?“ — „Zwanzig Jahre,“ sagte Schwämmle im Tone eines Schuljungen, der von seinem Lehrer gefragt wird, wie lange es her ist, seit Deutschland ein Kaiserreich geworden.

„Nun und hast du schon daran gedacht, wie du dein Kind einmal standesgemäß versorgen willst?“

„Zu was soll das nützen? Wenn einmal einer kommt, der sie heiraten will, dann werde ich schon meine Schuldigkeit als Vater thun.“ Herr Schwämmle warf sich in die Brust; seiner Meinung nach hatte er sehr schön gesprochen. „Also wenn einer kommt, willst du daran denken, das ist recht brav von dir,“ höhnte Frau Schwämmle, „wenn aber keiner kommt?“

„Nun, da können wir auch nichts machen. Wir führen die Mädchen auf Bälle, kleiden sie nach der neuesten Mode, lassen sie tanzen, schwimmen, Französisch, Kochen, Klavier spielen und bügeln lernen — wir haben unsere Schuldigkeit gethan.“ — „Du vergißt, Schwämmle, daß ich sie das alles lernen ließ, du hast dabei nichts zu thun gehabt, als bloß das Geld dazu herzugeben.“ — Frau Schwämmle sagte das so wegwerfend, als ob das Geldhergeben für einen Hausvater das größte Vergnügen von der Welt wäre — „das reicht aber heutzutage nicht mehr aus, ein Mädchen an den Mann zu bringen. Du weißt gar nicht, wie zahllos die Reize sind, mit denen die jungen Männer jetzt von allen Seiten umgarnt werden, es ist eine wahre Kunst, einem so nahe zu kommen, daß man ihm die Augen über die Vorzüge der eigenen Töchter und über die Fehler der andern jungen Mädchen öffnen kann. Uns war das Glück günstig, wir hatten den Herrn Assistenten im Hause und ich habe in jeder Beziehung meine Schuldigkeit als sorgsame Mutter gethan — und nun ist alles vergeblich gewesen.“ Frau Schwämmle ließ wie gebrochen die Hände in den Schoß sinken und blickte mit feuchten Augen auf den Mörder ihrer Hoffnungen — auf den Brief nämlich. Von Mitleid bewegt, sagte Schwämmle ihre Hand: „Laß es gut sein, Venerl, wenn der Assistent nicht anbeissen will, so müssen wir uns halt trösten.“ —

„Wer spricht denn von nicht anbeissen wollen? Der Herr Assistent hat ja schon angebissen, er ist ja bis über die Ohren verliebt in unsere Mathilde? Aber es kann nun und nimmermehr etwas daraus werden.“

„Nun, das ist ja kein Unglück,“ meinte Herr Schwämmle schlichtern, „so ein Assistent muß erstens lang auf eine Anstellung warten, hat gewöhnlich kein Vermögen, bloß einen knappen Gehalt, oft auch noch Schulden, manchmal sogar noch Eltern, die er er-

halten muß, das ist doch gewiß kein so großes Glück für ein Mädchen, daß man sich darüber grämt, wenn nichts daraus wird. Herr Schwämmle hatte alles hervorgerufen, um den Verlust des Herrn Assistenten in den Augen seiner Frau zu einem Gewinn zu gestalten, aber dieser Trost schlug nicht an bei seiner Frau. „Meinst du, ich wäre so unüberlegt als Veugel gegangen? Ich hatte längst die Verhältnisse des Herrn Assistenten überdacht, und sie ließen nichts zu wünschen übrig. Als einziger Sohn einer Witwe — sein Vater war ein reicher Fabrikant, als Nefee eines Ministers, der im Ministerium eine Stelle bekleidet, und bei einer alten, kränklichen Tante, die er beerben wird, hatte er alle die Eigenschaften, die man sich an einem Schwieger-sohne wünscht.“ Mit einem schmerzlichen Seufzer brach Frau Schwämmle ab.

„Hat er denn diese schönen Eigenschaften nicht mehr?“ fragte jetzt Herr Schwämmle besorgt; die eben vernommenen Tugenden seines einstigen Schwiegersohnes sungen an, auch ihn für diese Sache zu erwärmen.

„Jetzt sage mir mir einmal, zu was du den Brief gelesen hast? Du scheinst ja rein gar nichts von dem zu wissen, was darin steht?“ Frau Schwämmle wurde schon wieder gereizt und Schwämmle beeilte sich, sie durch Milde zu besänftigen. „Liebe Frau, bedenke doch, ich war ja gar nicht vorbereitet, als ich den Brief las, wie konnte ich ihn denn verstehen.“

„Also da lies ihn jetzt einmal laut vor, ich will dir die Augen öffnen, im Fall sie dir nicht von selbst aufgehen.“ Herr Schwämmle las:

„Lieber Sohn!

Gegen Deinen Vorsatz, Dich verheiraten zu wollen, haben wir zwar nichts einzuwenden, aber Dein Vater meint, Du hättest schon noch ein Weilchen warten können, bis Du Dir noch etwas gespart hast.“ —

„Nun,“ unterbrach Herr Schwämmle sich selbst im Vorlesen, „absolut scheinen ja die Alten nicht gegen die Heirat zu sein, ihr Sohn soll nur noch ein Weilchen warten, unsere Mathilde ist ja auch noch jung.“ —

„Aber Schwämmle, du Blindschleiche, habe ich dir denn nicht eben erzählt, daß Herr Veugel gar keinen Vater mehr hat, d. h., daß er mir das vorgeschwindelt. Sohn einer reichen Witwe — das sieht mir gerade darnach aus!“

„Nun, nun, er hat sich halt geirrt, das kann jedem passieren; reich können seine Eltern deshalb doch sein.“

„Vies weiter,“ befahl Frau Schwämmle kurz.

„Eine große Aussteuer können wir Dir nicht geben, das weißt Du, aber ein Bett, einen Schrank, zwöbft Paar Socken und ein halbes Duzend Hemden denke ich doch zusammen zu bekommen.“ —

„Behauptest du vielleicht noch, daß Herrn Veugels Eltern reiche Leute sind?“ rief jetzt Frau Schwämmle dazwischen. „Das hätte ich nicht gedacht von dem Herrn Assistenten, das ist doch gar nicht recht von ihm,“ murmelte Herr Schwämmle kopfschüttelnd, ohne jedoch zu erklären, was von dem Herrn Assistenten nicht recht sei, ob der Umstand zu tadeln sei, daß er keine andern Eltern habe, oder die Thatsache, daß er sich mit andern Eltern gebrüftet habe. Mißgestimmt nahm er den Brief wieder auf.

„Deinem Vater geht es gut, ab und zu slikt er noch Schube für seine alte Rundschaft, mit neuen Arbeiten kann er sich nicht mehr befassen, er wird halt schon recht alt.“

„Für was für einen Fabrikanten hältst du diesen Vater, der eigentlich, nach Herrn Veugels Aussagen, schon zehn Jahre tot sein müßte?“ fragte Frau Schwämmle

ihren Mann in einem höflichen Tone, als ob nicht sie, sondern er Herrn Veugel als Mann für seine Tochter auszuwählen gehabt hätte.

„Für einen Schustermeister,“ sagte Schwämmle beklammert.

„Nun gottlob, daß du das endlich begreifst! Nun bist du mit dem Briefe fertig, weil du ihn zusammenlegst?“

„Es steht nichts mehr von Belang da, weiter nichts als Grüße von den Geschwistern.“

„So, das heißt du weiter nichts, ich habe dir doch eben gesagt, Herr Veugel gäbe vor, der einzige Sohn zu sein.“

„Er hat vielleicht noch eine oder zwei Schwestern, da bleibt er doch der einzige Sohn.“

„Du mußt doch immer streiten; lies doch einmal die Namen der Geschwister.“

„Deine Geschwister Michael, Johann, Peter und Margareth senden Dir auch Grüße.“

„Willst du vielleicht noch behaupten, daß das ein oder zwei Schwestern seien?“

Schwämmle fiel es nicht ein, überhaupt etwas behaupten zu wollen, er war ja unschuldig wie ein neugeborenes Kind und fand es sonderbar von seiner Frau, daß sie ihn examinierte, als ob er die Schuld an allem trüge. Um nicht wieder etwas zu sagen, was seiner Frau einen Vorwand geben könnte, ihren Unwillen auf ihn abzuladen, blickte er schweigend auf den Brief, wendete gedankenlos das Blatt um und entdeckte dabei noch eine Nachschrift; daß er so unvorsichtig war, auch diese vorzulesen, das war allerdings jetzt seine Schuld. Unglückseliger Schwämmle, nun mußtst du doch noch den Jander in das Pulverfaß werfen!

„Da finde ich noch eine Nachschrift,“ sagte er ahnungslos und nur von dem Eifer befeelt, Licht in diese mysteriöse Angelegenheit zu bringen, „soll ich sie auch noch vorlesen?“ — „Natürlich.“

„Wenn Deine Hauswirthin so unordentlich ist, wie du schreibst, so bin ich nicht recht damit einverstanden, daß du eine ihrer Töchter heiraten willst, wie du vor hast. Was hilft es dir, wenn sie etwas Vermögen haben? Ein armes Mädchen, das reinlich und fleißig ist, ist mehr wert als ein reiches, wenn es nicht zu Fleiß und Ordnung erzogen ist. Ich bitte Dich, Dir das ja noch einmal zu überlegen.“

Frau Schwämmle war aufgesprungen und riß jetzt ihrem Manne den Brief mit großem Ungestüm aus der Hand. Nachdem sie diese inhaltschwere Nachricht noch einmal durchflogen hatte, lief sie händeringend im Zimmer auf und ab. „Marie und Joseph! das muß ich erleben!“ jammerte sie, „Schwämmle, das kannst du mit solchem Gleichmut vorlesen, und nun sitzt der Unglücks Mensch da, als ob ihn das nichts angehe?“ Schwämmle, — mit diesen Worten schlittelte sie ihn heftig am Arme, um ihn auf die Höhe der Situation zu bringen — „Schwämmle, merkst du denn nicht, daß von deiner Frau und deinen Töchtern die Rede ist? O, diese Blamage bringt mich unter die Erde!“

„So beruhige dich doch, Leneel,“ begütigte Schwämmle die Aufgeregte, „der Herr Assistent wäre ja gar keine Partie für unsere Mathilde, davon haben wir uns ja schon überzeugt.“

„Das ist jetzt Nebensache, davon ist ja schon lange nicht mehr die Rede! Aber in welchen Ruf bringt dieser Mensch unsere Familie, die ganze Zukunft unserer Mädchen ist durch diese Verleumdung vernichtet! O die armen Kinder!“

„Ja, wie kommt der Herr Veugel eigentlich dazu,

solche Dinge über euch auszusagen, er hat doch gar keine Ursache dazu?“ Das war ein Wort zu guter Stunde. Es rief Frau Schwämmle den schmutzigen Rock mit dem zerrissenen Kuffenkel ins Gedächtnis zurück. „Das sind die Folgen von Kathrinens Schlampererei,“ rief sie mit vor Zorn zitternder Stimme — „aber warte, nun soll sie mir sofort aus dem Dienste, keinen Tag dulde ich sie länger im Hause.“

„Laß sie doch wenigstens noch da, bis wir jemand anders —“ das übrige konnte sich Schwämmle sparen, seine Frau war bereits verschwunden und die hastig ins Schloß fallende Thüre war schon die Introduction zu dem Marsch, der Kathrin in der Küche von neuen geblasen wurde und wovon sie und da eine schmetternde Fanfare bis zu dem ängstlich lauschenden Ehegatten drang.

„Guten Tag, Herr Schwämmle,“ ertönte auf einmal aus einer ganz andern Tonart ein freundlicher Gruß von der andern Thüre her. Herr Schwämmle sprang erfreut auf, wurde aber dann immer verlegener, bis er endlich ganz außer Fassung hervorstotterte: „Guten Tag, Herr Assistent, was wünschen Sie?“

„Nichts, gar nichts; ich wollte mir so frei sein, mich ein wenig zu Ihnen zu flüchten. In meinem Zimmer hantiert ein langbeiniges, schwarzgelocktes, mit Hammer und Nadel ausgerüstetes Individuum. Ich ziehe Ihre Gesellschaft vor.“ Mit diesen Worten nahm der Herr Assistent seine Zeitung aus der Tasche und setzte sich Herrn Schwämmle gegenüber. Das hatte Herr Veugel schon oft gethan, daran war nichts Auffälliges, aber Herr Schwämmle war dennoch so außer Fassung gekommen, daß er kaum ein „Sehr angenehm“ zwischen seinen festgeschlossenen Lippen hervorquetschen konnte; er gedachte nur mit Entsetzen des Augenblicks, wenn seine Gattin zurückkehren würde. „Herr Assistent,“ sagte er endlich, angstvolle Blicke nach der Seitenthüre werfend, „wäre es Ihnen nicht vielleicht angenehm, in unsere gute Stube zu gehen? Die Luft ist ein wenig schwül hier.“ — „Ach bitte, machen Sie nicht so viele Umstände mit mir, es ist mir durchaus nicht zu warm hier.“

„Aber meine Frau muß gleich kommen, ich fürchte, die wird Sie beim Zeitunglesen am Ende stören.“

„Ach, Frau Schwämmle ist zu Hause? Nun da plaudern wir halt zusammen, die Zeitungen pressieren durchaus nicht.“

Herrn Schwämmle stand der Angstschweiß auf der Stirn: „Ich glaube, Sie thun doch besser, in die gute Stube — d. h. in unsern sogenannten Salon zu gehen. Meine Frau ist nämlich heute nicht in der Verfassung, daß eine gemüthliche Unterhaltung mit ihr in Gang zu bringen wäre. Sie ist nämlich mit — mit Auskehren beschäftigt und Sie wissen ja — nein, Sie können das vielmehr noch nicht wissen, daß man gut thut, in solchen Zeiten den Frauen ein wenig aus dem Wege zu gehen.“ Mit diesen Worten complimentierte Schwämmle den verblüfften Assistenten nebst seinen Zeitungen gerade noch zur rechten Zeit zur Thüre hinaus, denn hochgerödet nahe von der andern Seite soeben seine Gattin. Herr Schwämmle hatte gehofft, daß, wenn sich sein Leneel bei Kathrin ansgelollert haben würde, er jetzt endlich einmal Ruhe bekäme — als wenn jemand sich dadurch abkühlen könnte, daß er in Eise gerät. Frau Schwämmles Kampflust war im höchsten Grade erregt und mit dem einen Opfer, der Kathrine nämlich, hatte sie lange noch nicht genug, sie lehnte nach einem zweiten: dem Herrn Assistenten. Sie konnte die Zeit kaum erwarten, diesem seinen Standpunkt recht klar zu machen. Eine

Kündigung sollte den Schlussspekt bilden und den andern Morgen sollte Mathilde in aller Frühe ein paar Wochen zu den Großeltern, damit sie den Assistenten nicht mehr sehen oder gar sprechen konnte. — Frau Schwämmle dankte Gott, daß es zwischen den jungen Leuten bis jetzt noch zu keiner Erklärung gekommen, es war zu hoffen, den Unwürdigen in kürzester Zeit aus Mathildens Herzen auszurotten.

Ein qualvolle halbe Stunde verstrich für Schwämmle — vielleicht die qualvollste seines Lebens. Seine Frau wandelte wie ein perpetuum mobile von einem Fenster zum andern, immer wieder den Brief durchlesend und des Augenblicks harrend, wo sie ihn dem Herrn Assistenten vor die Füße werfen konnte. Schwämmle, der das Opfer gerne der unvermeidlichen Katastrophe

entzogen hätte, sah endlich die Unmöglichkeit ein, es länger zu verbergen — mit einem schweren Seufzer begann er dessen Auslieferung: „Liebe Frau, begann er so sanft als möglich, „Herr Bengel war vorhin da, ich habe ihn aus Schonung für dich gebeten, lieber in die „gute Stube“ zu gehen, ich dachte, es sei —“ „Wann hast du das gethan, Unglücksfeligster, wie lange ist er schon dort,“ freischte Frau Schwämmle ihren Gatten an, daß dieser anfang zu fürchten, seine Frau habe vor Ärger und Aufregung den Verstand verloren.

„Dreiviertel Stunden etwa mögen es her sein, daß —“ „Dreiviertel Stunden, Himmel und Erde! Mann, bist du toll? Mathilde ist ja in der guten Stube und du schickst den Assistenten zu ihr? Jetzt ist das Unglück fertig — was kann er ihr in den dreiviertel Stunden

alles gestanden haben — kommt denn heute alles über mich?“ Händeringend lief Frau Schwämmle abermals im Zimmer auf und ab. Auch Schwämmle war betroffen über diese Eröffnung. „Wie konnte ich denn das wissen?“ sagte er endlich mit gebrochener Stimme.

„Das hättest du dir denken müssen. Du weißt doch, daß in vier Wochen dein Geburtstag ist; du weißt doch, daß deine Hausmütze alt und schäbig ist; du weißt doch, daß dir die Kinder gerne eine Überraschung bereiten; du weißt doch, daß man diese nicht in deiner Gegenwart machen kann; und nun behauptest du, daß du nicht wissen kannst, daß Mathilde in der guten Stube sitzt. Mit ein bißchen Nachdenken hätte dir dies alles einfallen müssen.“

Weiter kam Frau Schwämmle nicht, die Thüre flog

auf und ihr an den Hals Mathilde mit dem Ausruf: „Mutter, dein stiller Wunsch ist erfüllt, ich bin Alberts Braut!“

Auch um Herrn Schwämmle legten sich ein paar Arme und eine Stimme flehte um seinen väterlichen Segen, doch konnte er nicht sehen, wer es war, denn es war ihm ganz schwarz geworden vor den Augen und er klammerte sich an den Umarmenden an, um nicht unzufinken. Nun ist es aber immer so gewesen, so lange die Welt steht, daß in den weisevollsten Momenten des Lebens die Prosa mit kalter nüchterer Hand mitten hineingreift in die allgemeine Ubergeläufigkeit und die Menschen von dem im Fluge erreichten Höhen auf die Erde zurückbringt.

„Sie werden gütigst verzeihen,“ sagte eine weitere Stimme, „ich bin mit dem Tapezieren fertig.“



„Sie werden gütigst verzeihen,“ sagte eine weitere Stimme, „ich bin mit dem Tapezieren fertig.“

wäre schon so frei gewesen,“ sagte der Tapezier, der außer Zweifel war, daß ihm diese Aufforderung galt, „aber ich kann meinen Rock nirgends finden, in Hemdärmeln werde ich doch nicht wohl fortgehen können.“

„So suchen Sie sich Ihren Rock!“

„Ich suchte schon eine halbe Stunde darnach, ich meine, d. h. Ihre Köchin meint — daß Sie ihn vielleicht mitgenommen hätten.“

„Ich Ihren Rock mitgenommen, sind Sie bei Sinnen? Was soll ich denn mit Ihrem Rock anfangen?“

„Ihre Köchin meint, Sie hätten ihn vielleicht angebürstet — er war ein wenig standig — ich meine, er liegt dort auf Ihrem Stuhl — er ist ja beinahe nicht wieder zu erkennen — ach Madame, es ist zu freundlich von Ihnen, sich soviel Mühe meinethalben

zu geben — haben Sie vielleicht auch meinen Hut gleich mit ausgebürstet, er ist nämlich auch nicht zu finden.“

„Was fällt Ihnen denn ein? Dieser Rock gehört dem Herrn Assistenten.“ Obgleich das verhängnisvolle Kleidungsstück ein ziemlich anständiges Aussehen bekommen hatte durch all die Mühe und Seife, die daran gewendet worden waren, so weigerte sich der Herr Assistent doch ganz entschieden, diesen Rock als den feingungen anzuerkennen, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn dem Tapezier auszuhändigen. Als dieser merkte, daß auch ein neuer Rockhaken angenäht worden war, brach seine Dankbarkeit von neuem los. „I, wo denken Sie hin,“ sagte Frau Schwämmle empört, „ich werde Ihre Kleider ausputzen und flicken. Das hat die Kathrine gethan, das einfältige Ding. Wo wir selbst Arbeit genug haben, kümmert sie sich auch noch um Dinge, die sie gar nichts angehen. Warten Sie einen Augenblick, ich will sie gleich einmal vornehmen, ob sie nicht am Ende auch Ihren Hut ausgebürstet hat.“ Frau Schwämmle eilte hinaus und kam nach einer Weile mit dem Hute zurück, der auch „wie neu“ aussah, wenigstens wie der Tapezier freudstrahlend erklärte.

Frau Schwämmle war froh, sich noch so glücklich aus dieser Affaire gezogen zu haben, und sah sich jetzt nach ihrer Tochter um, die sich mit „ihrem Albert“, wie sie ihn ja bereits genannt hatte, in eine Fenster-Nische zurückgezogen hatte. „Der Assistent, ich hätte ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen,“ sagte sie so gefast als möglich.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage,“ sagte der Tapezier zwischen Thür und Angel stehend.

„Wir, sind Sie denn immer noch da?“ fragte Herr Schwämmle, um doch auch endlich einmal etwas zu sagen — es war die überflüssigste Frage, die er stellen konnte, denn jedermann konnte sehen, daß der Tapezier noch da war; doch dergleichen Fragen werden zu oft gestellt, um noch aufzufallen.

„Ich vermiße,“ sagte der junge Mann, alle Rocktaschen durchsuchend, „noch einen Brief, ich weiß gewiß, daß er in der Brusttasche steckt.“

„Nun, denken Sie am Ende, ich hätte auch Ihren Brief weggenommen?“ Frau Schwämmle sagte das sehr spitz und gedachte damit dem jungen Mann die Lust zu nehmen, weitere Fragen zu stellen. Doch Herrn Schwämmle, der sonst in seiner Auffassung stets etwas schwerfällig war, ging jetzt ein ungeheures Licht auf, und ohne auf die Blicke und Rippenstöße seiner Frau zu merken, rief er hochfroh aus: „Ach Fenerl, das ist gewiß der Brief, den du mir vorhin vorgelesen — sagen Sie einmal, junger Mann, sind Sie vielleicht der Sohn eines Schuhmachers?“

„Jawohl, das bin ich.“

„Haben Sie vielleicht mehrere Geschwister?“

„Ja wohl, die habe ich.“ — Frau Schwämmle sah voraus, daß, wenn sie ihren Mann gewähren ließ, dieser noch den ganzen Brief abfrage, und sie blühte sich deshalb ganz harmlos nach einem Papier, das sie soeben heimlich unter den Tisch praktiziert hatte, und fragte unbefangen: „Ist dies Papier da vielleicht der von Ihnen vermißte Brief?“ — „Ja, ja, danke verbindlichst, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“ und mit diesen Worten empfahl sich der Überflüssige endlich wirklich. Indes war aber Herrn Schwämmle noch ein Licht aufgegangen. „Ach, liebes Fenerl,“ rief er ganz glücklich aus, „nun kann alles noch gut werden, das waren also nicht die Eltern unseres Herrn —“

„So schweig doch nun, um Himmels willen, altes Blappermaul.“ klisterte Frau Schwämmle ihrem Gatten in aller Eile zu, nahm ohne weiteres die vorhin unterbrochene feierliche Situation wieder auf und umarmte ihre Mathilde mit den Worten: „Liebes Kind, wie freue ich mich über dein Glück,“ so daß auch Herr Schwämmle sich autorisiert fand, ihrem Beispiel zu folgen und Herrn Beugel den erlebten väterlichen Segen nicht mehr länger vorzuenthalten. — Titel Sonnenschein herrichte am Horizonte der Familie Schwämmle, der vor kurzem noch von so drohenden Wettern umzogen gewesen.

In der Küche spielte sich indes auch ein kleines Drama ab, das ebenfalls einer glücklichen Lösung harrete.

Mit verweinten Augen stand Kathrine am Küchentisch und schälte Kartoffeln, als der Tapezier zu ihr trat, um ihr zu danken für ihre Mühe und ihr dabei zu erklären, was sie für ein ausgezeichnetes Mädchen sei. Kathrines Kummer brach von neuem los bei Erwähnung des unglückseligen Rockes. „Ach, ich hab' ihn ja gar nicht“ — „erkannt,“ unterbrach der junge Mann die Weinende; „ausgebürstet“ hatte Kathrine sagen wollen. „Und der Rockhaken, wie schön haben Sie diesen angenäht — würden Sie alle Rockhaken meines künftigen Lebens“ — „Ach, Frau Schwämmle hat ja —“

„Sie wegen Ihrer Sorgfalt ausgezankt,“ unterbrach sie der Tapezier. — „Den Rockhaken selbst angenäht,“ hatte Kathrine sagen wollen. „Reden wir nicht mehr von der Sache,“ fuhr der Jüngling fort. „Sie haben Ihre schönen Augen schon viel zu rot geweint wegen dieser Geschichte, die doch Ihre Tugenden in so schönes Licht gesetzt,“ jetzt ergriff er Kathrines Hand — „Schon lange suche ich nach einem solchen Mädchen“ — Kathrine schob den Stühlschen von sich. „Ach, gehen Sie doch, wenn jetzt die Madame käme, da ginge der Tanz von neuem los.“

„An welchem Brunnen holen Sie denn Abends Wasser, ich muß Sie sprechen.“



„Schon lange suche ich nach einem solchen Mädchen.“

„Wir haben Wasserleitung im Hause, ich hole kein Wasser.“

„Verwünscht, wenn nur alle Wasserleitungen zum Ruckuck führen, jede Gelegenheit, mit einem weiblichen Wesen ein Gespräch anzuknüpfen, ist auf diese Weise mit abgeleitet; haben Sie denn abends gar nichts zu holen?“

Kathrine besann sich. „Es muß halt die Kage wieder einmal den Lampencylinder zerbrechen, sonst wüßte ich keinen Rat.“ — „Thun Sie das, liebe Kathrine, vielleicht ist die Kage so gefällig, gleich noch einige Töpfe und Gläser mitzuzerbrechen — von 8 Uhr an werde ich am Hause auf- und abgehen.“

In diesem Abend wurde freilich nichts aus Kathrines Vorhaben. Es sollte Verlobung gefeiert werden, und Herr Schwämmle hatte sich ausgebeten, daß er durch ein lukullisches Mahl für sein verunglücktes Vesperbrot entschädigt würde. Kathrine hatte kaum Zeit, den jungen Mann von diesen Zwischenfällen zu unterrichten. Der Cylinder durfte sich noch das Verlobungsfest mitansehen — doch am andern Abend ging er entzwei, und nach einigen Tagen wieder einer und der Milchtopf dazu, alles hatte die Kage verbrochen. Als alles endlich wieder ins alte Geleis zurückgekehrt war, dachte Frau Schwämmle daran, sich Kathrines, die doch eigentlich, wie sie jetzt erkannte, ganz unschuldigerweise fortgeschickt werden sollte, wieder zu sichern. Frau Schwämmle that ein übriges und versprach ihr einen höhern Lohn, doch die Lubantbare erklärte, nicht mehr länger zu bleiben, denn sie sei jetzt die Braut jenes Tapeziers, dessen Rock so viel Aufregung und so viel Freude ins Haus gebracht hatte.

Ein Socialdemokrat.



„Röhle“ zu Plumpsberg saßen der Oberförster, der Forstgehilfe, der Bürgermeister und einige Gemeinderäte am

runden Tisch, tranken ein Glas Wein und sprachen über mancherlei. — In Berlin war gerade der Landtag beieinander und vollzog das vom Heiligen Vater erlassene Todesurteil über die Waigefetze — da fehlte es nicht

an Stoff zum Kanngießern, und an dem runden Tische ging es lebhaft zu.

An einem Seitentische saß ein einzelner Gast hinter einem Glase Schnaps — rote Haare, Knebelbart, gewürfelte Hosen, gelbe Weste und grüner Frack.

Er sah etwas sonderbarlich und nicht sehr proper aus. Aber sein Mundwerk war geläufig, denn er schwagte in alles hinein, was die Herren am andern Tische sprachen, und — als säße er im Reichstage, so machte er hämische Bemerkungen, brach in höhnisches Gelächter aus und benahm sich „nach berühmten Mustern“ sehr fleghaft.

Der Oberförster warf einen finstern Blick hinüber: „Herr Bürgermeister, wer ist denn der unverschämte Mensch dort, der sein freches Maul in alles hängt? Sieht aus wie ein Schneider!“

„Ist auch einer,“ erwiderte der Bürgermeister. „Ein Fliedschneider, schießt aber keine Nadel mehr. Schneider jetzt in der Politik und kauft Schnaps dazu.“

Der Bürgermeister hatte laut genug gesprochen, daß der Schneider es hören konnte.

„Was geht's Euch an, Bürgermeister?“ meckerte dieser. „Nehmt Euch inacht, daß ich Euch nicht noch einmal etwas am Zeug fließe. Röhlewirt, noch einen, ich trinke meinen Schnaps als freier Mann!“

Der Oberförster lachte.

„Halt dein Maul, Schneider,“ rief der Ratschreiber. „Siehst du nicht, daß du in anständiger Gesellschaft bist?“

„Fürstendiener! Reaktionäre!“ knurrte der Schneider. „von Euch laß' ich mir das Maul nicht verbieten!“

„Herr Heinrich,“ sagte der Oberförster zum Forstgehilfen, „Herr Heinrich, bitte, öffnen Sie das Fenster dort. Es wäre schade um die Scheiben.“

Der Schneider erhob sich und machte eine spöttische Verbeugung: „Frische Luft, Herr Oberförster! Wenn nur die armen Teufel auch davon hätten, die Sie heute wieder haben einpersen lassen von wegen dem bißel Forstfrevel. Hat nicht unser Herrgott das Holz wachsen lassen für alle Menschen? Aber in Ihrem Walde wächst auch Galgenholz, Herr Oberförster! Ja!“

Nach dieser Herzensergießung setzte sich der Demokrat mit dem stolzen Bewußtsein: „Dem hab' ich's einmal gesagt.“

„Herr Bürgermeister, bitte, machen Sie ein bißel Platz,“ sagte der Oberförster ganz ruhig, erhob sich und trat an den Tisch des „freien Mannes“. „Du hast ganz recht, Schneider, in meinem Walde wächst auch Galgenholz. Zum Galgenholz gehört aber auch ein Galgenstrick, und der bist du! Auch etwas frische Luft kann dir nicht schaden, darum . . .!“ mit diesen Worten packte der Oberförster den Schneider, zog den zappelnden Demokrat über den Tisch und warf ihn zum offenen Fenster hinaus, auf des Röhlewirts Rasenplatz. Die Gesellschaft stürzte lachend an das Fenster, um sich an dem ohnmächtigen Wüten des erbosten Schneiders zu ergötzen.

Aber ihre Erwartungen wurden getäuscht. Nachdem der Schneider sich auf dem Rasenplätze zweimal überschlagen hatte, sprang er wieder auf die Füße und starrte ganz verblüfft nach dem Fenster: „Donnerwetter! Ich bin doch schon oft hinausgeworfen worden, aber so ausgezeichnet noch nie! Respekt davor! Darf ich jetzt wieder hineinkommen?“

Eine Minute darauf trat der Schneider wieder in die Stube.

„Herr Oberförster, alle Hochachtung!“ und setzte sich wieder an seinen Tisch, als ob nichts vorgefallen wäre. Röhlewirt, jetzt noch einen Extratschnaps! Herr Oberförster, auf Ihr Wohlsein!“

über Erziehung zur Einfachheit.

Eine Laienpredigt.



Der Hinkende will auch noch einmal eine Predigt halten. Aber auf die Kanzel steigt er deshalb nicht — das Stehen wird einem Stelzfuß sauer. Er setzt sich lieber aufs Bünklein unter den dicken Baum, ein

Alter findet neben ihm Platz, ein Bübchen steht kauend und horchend vor ihm — das kann man allenfalls zur selben Zeit, — die andern drängen sich mehr oder minder aufmerksam um ihn herum — und möchten ihrer nur recht viele kommen! mehr, als auf dem Bübchen angebracht sind.

Aber sollte sein Wort auch wie die Stimme eines Predigers in der Wüste sein — einerlei! er wenigstens thut seine Schuldigkeit und erschleicht im Sprechen sein Herz.

Den Text hat der Hinkende nach altem Brauch aus dem Griechischen genommen — kann er nicht bei Gelegenheit auch einmal gelacht thun, so gut wie einer? Aber er verrät ihm noch nicht, sondern erst am Schluß, um die Aufmerksamkeit zu belohnen.

Das Thema dagegen, der Hauptstoff und leitende Gedanke, steht groß und deutlich an der Spitze. Es verrät zum Glück auch noch nicht mehr, als es eben soll, denn das besagene Wörtlein „Über“ läßt eine mehrfache Vermutung zu. Oder weiß der scharfsinnige Leser bereits, ob der Hinkende für oder gegen die Erziehung zur Einfachheit reden will? Möglich wär's. Auf jeden Fall soll er's bald erfahren.

Einstweilen merk: Wenn der Herr Pfarrer auf der Kanzel steht, so darf man ihn nicht unterbrechen. Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Gönne einmal dem Hinkenden dieselbe Annehmlichkeit; laß ihn ruhig ausreden. Allzulang soll seine Feldpredigt nicht werden, und nachher läßt er ein freies Wort, ja, wenn's den Zuhörern beliebt, einen ganzen Redekamp darüber zu. Denn er hat sich bis heute noch nicht für unerschütterlich erklärt, obgleich ihn manchmal die Lust dazu umwandelt. — So, ho! ruffst du unwirsch; Hand aufs Herz: bist du selbst nicht in denselben Falle? Gegen wir nicht samt und sonders durch eine weise Ein-

richtung der Natur die feste Überzeugung, unsere Ansichten und Meinungen seien die besten? Nicht in allen möglichen Dingen; bewahre! dazu sind wir zu bescheiden; aber doch in einigen, in den uns nahe liegenden, und merkwürdigerweise fast immer ohne allen Zweifel gerade in denjenigen, über welche eben verhandelt wird.

Und nun zur Sache! Alle Menschen streben nach Glückseligkeit, aber nicht alle auf demselben Wege. Unter den verschiedenen Meinungen über die Frage, auf welche Weise das Glück am sichersten zu erreichen sei, stehen zwei einander schroff gegenüber. Diese beiden wollen wir etwas näher ins Auge fassen.

Die erste Ansicht geht von dem Gedanken aus: Es giebt keine wahre Freude ohne ein wahres Bedürfnis. Wer sich noch nicht an den Tabak in irgend einer Gestalt gewöhnt hat, dem sind die besten Cigarren gleichgültig, ja widerlich; er kann erst recht nicht begreifen, warum man das braune, reizende Pulver in die reine Nase steckt, und ist in der Bezeichnung dieser Angewohnheit nicht eben wählerisch. Und doch, um bei diesen alltäglichen Beispielen stehen zu bleiben, wie viel Vergnügen gewährt nicht schon manchem eine bescheidene Prisel mit welchem Behagen zündet der Kenner seine Havannah oder den Kanaster in seinem Pfeifchen an! Beide empfinden in diesem Augenblicke entschieden einen Genuß, der dem Nichtraucher und Nichtschnupfer abgeht.



Ch. Wagner

Wie viel Vergnügen gewährt nicht schon manchem eine Prisel!

So kommen denn viele zu dem Schlusse: Der Mensch ist um so glücklicher, je mehr Bedürfnisse er hat, vorausgesetzt, daß er dieselben auf anständige Weise befriedigen kann.

Es läßt sich manches dafür sagen. Das Bedürfnis spornet zur Thätigkeit. Nicht nur die bittere Not ist die Mutter der Erfindungen; jede leise Wahrnehmung irgend eines Mangels kann dazu werden. Als sicherstes Mittel, die Neger in unsern Kolonien für Arbeit und Gesittung zu gewinnen, ist anempfohlen worden, ihnen die Erzeugnisse unseres Gewerbes fleißig zu geben und mit der Zeit unentbehrlich zu machen. Was Peitschenhiebe nicht vermöchten, das bewirkt am Ende die Erwägung: „Wenn du so gut essen und trinken, so behaglich wohnen und so schöne Kleider tragen willst wie diese verwünscht klugen Weißhäute, so mußt du es verdienen und arbeiten!“

Die andere Ansicht geht von dem Gedanken aus: Bedürfnis und Mangel sind ziemlich gleichbedeutend. Die Stillung irgend eines Verlangens mag angenehm sein: die vorhergehende Empfindung ist jedenfalls unangenehm. Wer sich mutwillig in den Finger geschnitten hat, thut freilich wohl, ihn zu verbinden; besser aber noch ist's, keinen fremden Lappen nötig, sondern die schöne Haut heil zu haben. Je größer unser Genuß bei einer Mahlzeit ist, desto teurer haben wir ihn durch Hunger und Durst erkaufen müssen. Nun, Essen, Trinken und dergleichen können wir nicht abschaffen, wir müssen es mit seinen guten und bösen Seiten ge-



dulbig hinnehmen. Aber wozu sollen wir uns künstlich noch mehr Bedürfnisse angewöhnen, anquälen, wie man bei Tabak und ähnlichem wohl sagt? Ist es weise, absichtlich Schmerz zu erregen, bloß um ihn lindern und heben zu können?

Nein, das hieße krank werden wollen, bloß um die Sonne der Genesung zu spüren. Besser, wir bleiben ganz gesund. Nichts bedürfen ist göttlich; wer also am wenigsten bedarf, der kommt in dieser Beziehung der Gottheit am nächsten.

Man sieht, ein schrofferer Gegensatz ist nicht denkbar. Um glücklich zu werden, muß man so viel oder so wenig Bedürfnisse haben als möglich.

Der Hintende will hier diese schwierige Frage nicht entscheiden; er deutet nur im Vorbeigehen auf den großen Unterschied zwischen leiblichen und geistigen Genüssen hin. Aber von einem ist er fest überzeugt: der Jugend gegenüber verdient der zweite Grundsatz den Vorzug, so wenig Bedürfnisse wie möglich!

In früheren Zeiten war die Erziehung strenger. Eine Engländerin aus gutem Hause, die vor hundert Jahren jung war, hat ergötzliche und lehrreiche Beispiele davon erzählt. So wohnte ihre Mutter fast allen Unterrichtsstunden bei, und so lange diese zugegen war, durfte keines der Kinder sich setzen.

Hat nicht dem Hintenden ein guter Freund, der erst 1884 gestorben ist, dasselbe berichtet? Er und seine Geschwister mußten bei den Mahlzeiten regelmäßig stehen. Um etwas zu bitten, war ihnen streng untersagt. Nun weiß man wohl, welchen Ausbruch Hündlein und junge (und alte!) Menschen in den bloßen Blick legen können, und auch jene Kleinen werden es daran nicht haben fehlen lassen. Aber wenn die Eltern dies stumme Flehen übersehen, so mußten die Kinder nicht nur auf den Apfel oder das Stüchlein Kuchen, sondern auf einen zweiten Löffel Suppe oder ein Schnittlein Brot verzichten und halbgesättigt vom Tische gehen.

Der Spielfachen gab's früher wenige, der Unterhaltungsbücher erst recht, und diese waren auf graues Papier gedruckt und mit oft kaum erkennbaren Bildern versehen. Die Eltern wurden mit „Ihr“ oder „Sie“ angeredet und übten scharfe Bucht. Selbst harmlose Freuden, wie Schwimmen und Schlittschuhlaufen, blieben manchem Knaben versagt. In den oft engen und dämpften Schulstuben herrschte der Stab Webe, und daheim die unerbittliche Hausordnung, die dunkle Kammer zum Einsperren, die Rute. Doch genug! Der junge Leser mag sich's von seinem Großvater oder einem andern alten Menschen näher schildern lassen. Es war nicht in allen Gegenden einerlei, aber in den meisten viel einfacher und härter als heutigestags.

Jetzt sind wir milder geworden. Die Kinder sagen „Du“ zu Vater und Mutter, zu Onkel und Tante, und das ganze Verhältnis gewinnt dadurch einen wärmeren Ton. Die neuen Schulhäuser sind wahre

Paläste, und Bänke und Tische und alle Vorrichtungen so bequem und zweckmäßig wie möglich. Der Stuhl ist fast ganz außer Gebrauch, und auch daheim steht die Rute nicht mehr hinter dem Spiegel. Erzieher und Lehrer überbieten sich in Verüchen, der Jugend das Lernen leicht und angenehm zu machen; und viele lösen die schwere Aufgabe, selbst in einfachen Dorfschulen, wie die fernmit-reichen und wohlgesitteten Schüler beweisen. Gewerbetreibende und Kaufleute werfen immer neue Spiele und Geräte, Puppentischen und Baukästen auf den Markt; es giebt eine Menge Bücher und Bilderwerke für die Jugend „vom sechsten bis zum sechzehnten Jahr“; ja, es giebt besondere Blätter, Zeitungen und Kalender für sie; will der Junge Briefmarken sammeln, so kann man ihm ein prächtiges Album für zwanzig Mark zum Einleben kaufen; jedenfalls bekommt er Schlittschuhschuhe, „echte Halifax“, und vielleicht einen gestickten Beutel, nur um sie und nichts anderes hinein zu stecken, dazu, und wenn's Glück will, so trägt am End' ein stattlicher Diener die Schlittschuhschuhe in diesem Behälter dem jungen Herrn zur Eisfläche hin und besorgt sie ihm dort knieend an den Füßen.

Wir haben als Kinder unsere ausgeschnittenen Bildchen auf die Deckel alter Hefte gepappt; wir hatten keinen besondern „Reisestiftwiger“, sondern ein „Meher für alles“; wir brachten die beiseidebenen Schlittschuhschuhe ohne Beutel und Diener zum Weiber und zogen die dünnen Riemen höchst eigenhändig so stark an, daß sie Striemen in die armen Füße schnitten — und doch sind wir, Gott sei Dank! so vergnügt gewesen, wie die Berr wohnten heutzutage nur immer sein können.



Wenn's Glück will, so trägt am End' ein stattlicher Diener die Schlittschuhschuhe in diesem Behälter zur Eisfläche hin.

Merkt wohl, ich bin durchaus nicht gegen den rechten Fortschritt.

Vieles von jenen Neuerungen ist gewiß schön und gut. Aber hüten wir uns vor dem Übermaß!

Bei der Wohnung ist dasselbe freilich für die meisten von uns nicht zu fürchten; vielen wäre eine noch bessere zu gönnen; insbesondere können auch die Schlafzimmer kaum zu groß und lustig sein und dürfen sogar im strengen Winter etwas geheizt werden.

Auch bei der Kleidung hat der Hintende wenig zu erinnern, obgleich er z. B. viel später seinen ersten Überzieher bekommen hat, als jetzt die jungen Herren solche erhalten. Er gönnt von Herzen den lieben Mädchen ein wenig Putz und dem mildesten Bubchen einen schönen Sonntagsganzug. Das wirkt oft auf den ganzen Menschen.

Aber nun kommen wir zum Essen. Natürlich sollen die Speisen zur Sättigung und Ernährung der wachsenden Kleinen vollkommen hinreichen und so gut und schmackhaft sein, wie die Verhältnisse es erlauben. Nur keine Überfülle! Es ist schon ein böses Zeichen, wenn ein gesundes Kind sehr wählerisch wird; es ist empörend, wenn es die edlen Gottesgaben verschmäht und angebissene Früchte und halbverzehrte, dick mit Butter bestrichene Brotstücke in Ecken und Winkeln

verderben läßt. Gewisse Eltern werden wohl von bösen Zungen verteumdet, als ob sie ihren armen Kleinen nicht satt zu essen gäben, während sie doch nur weiße Maß und Ziel halten. Wie widrig ist ein Vieltraß, ein hochmütiges Federmaul, ein übersättigter lust- und liebloser Wanst! Ein gesundes Kind soll allezeit nicht gerade hungrig, aber esfähig und für jeden Apfel, jede Semmel empfänglich und dankbar sein. Dann darf dergleichen auch einmal außer der Zeit kommen, obgleich im allgemeinen die Regel für die Mahlzeiten bleibt: mäßig und regelmäßig! Vor einem Irrtum, aus guten Herzen entsprungen, warnt der Hinkende noch ausdrücklich: daß alle, die an demselben Tische sitzen, auch dasselbe genießen, von allem etwas abbekommen müßten. Für Erwachsene mag das allenfalls gelten, obgleich dem Hausvater und Ernährer, oder der vielen plagten Mutter, oder einem Schwachen und Leidenden auch einmal ein besonderer Bissen zu gönnen ist; dem armen Better, dem abhängigen jungen Manne biete großmütig vom Besten an und vertraue seiner Bescheidenheit, ärgere dich auch nicht zu sehr, wenn er dir einmal die beiden letzten Spargelstangen vor dem Munde wegnimmt; Kinder aber sollen nicht nur auf Soja und Paprika, auf Pfeffer- und Senfgurken, sondern gelegentlich auch auf ein Häppchen Gänseleber oder ein harmloses Stück Kuchen mit beiterem Anlitze verzichten lernen — sehen wir Alten doch auch wohl auf Reizen andere Leute Rebhühner essen, während wir uns aus guten Gründen mit einem Hammelsrippchen begnügen, und sind doch nicht nur so gut, sondern auch so vernünftig wie die Schlemmer. — Aber nun aufgepaßt! wir gehen zu einem Hauptteile über, zum Trinken. Eltern und Erziehler, die ihr die Kinder lieb habt, seid vorsichtig und verleitet sie nicht! Frisches Wasser und gute Milch, das bleibt für die Jugend das beste Getränk. Doch wollen wir Kaffee und Thee nicht engherzig ganz verbannen; nur dünn! und lieber ein Klümpchen Zucker und recht viel Milch dazu. Wein und Bier aber werde ihnen nicht regelmäßig geboten, sondern nur an hohen Festtagen, und das nur einmal zu füllende Becherlein sei wenig, und das Menschlein nippe oft daran wie ein Vogelchen und blinzle mit dem Auglein bei dem ungewohnten Genuß. Und vollends alles, was mit dem gemeinen deutschen Namen Schnaps heißt, mag es sich ein so vornehmes Mäntelchen umhängen, wie es will, und sich Cognac oder Curacao, Benedictiner oder Maraschino nennen, alles dies bleibe der Jugend streng verlag! Es ist keine Lüge und kaum eine Übertreibung, wenn man es ihr als „Gift“ bezeichnet. Wie viel mehr Gesundheit und Glück, wie viel weniger Elend und Verbrechen würde auf der Welt sein ohne den unersätlichen Mißbrauch des Alkohols! Es müßte zur Ehrensache werden, wenigstens bis zur Großjährigkeit keinen Tropfen Branntwein über die Lippen zu bringen. Und wer auch späterhin ganz darauf verzichten und sich mit mäßigem Wein- und Biergenuß begnügen kann,

der danke seinem Schöpfer. Doch auch ein Säuser wird, so lange er nicht ganz vertiert ist, ein betrunkenes Kind nur mit Behmut und Ekel ansehen.

Ein harmloseres Reiz- und Genußmittel ist der Tabak, auch leichter zu vermeiden, da seine ersten Wirkungen selten erfreulich sind. Warum greift denn doch manch dummer Junge so vorzeitig darnach? warum heißt es mit Recht in dem schönen Liede:

„Der Bursch, zum Rauchen noch nicht reif,
Stiehlt seinem Alten Tabak und Pfeif,
Und frent sich sehr
An der Stadtmauer
Bei einer Pfeif Tabak?“

Es ist der blinde Nachahmungstrieb, der thörichte Wunsch, bald groß zu sein oder doch zu scheinen, der die unverständige Jugend zu dem Wagnis treibt. O ihr unschuldigen Quasimodogenitti, seht euch doch nicht so rasch aus der schönsten Lebenszeit weg! ihr werdet früh genug groß und alt, und wünscht dann wohl vergebens, mit heißen Thränen oder in dumpfem

Schmerze, wieder klein und rein und jung und frisch zu sein. Und ihr Eltern! haltet die Gelüste eurer Knaben in Schranken! Haben sie Tabak oder Wein nötig? Die Jugend ist an und für sich ein Rauch — gießt nicht Öl ins Feuer; laßt die Glücklichen recht lange jung bleiben. Nur keine Verfrühung, die naturgemäß zum raschen Welken führt! Aber wenn das träge Alter heranschleicht, die Säfte stocken, die Sinne sich abtumpfen, die Glieder steif und die Freuden seltener werden, dann gönnt der Hinkende sich selbst und andern den spärlichen Trost der Ablenkung und halben Betäubung, den kühlen Trunk hinterm Ofen oder unterm schattigen Baume:

„Der Wein ist die Milch der Greise!“ —
den Duft des Tabaks und die blauen Ringlein:
„Rauch ist alles ird'sche Wesen!“



„Der Bursch, zum Rauchen noch nicht reif.“

— die höchste Freude bringt es freilich nicht; der halb fette Bettelbus, der barfuß einem Kameraden oder einem Eichhörnchen nachsetzt, genießt sein Leben dreimal gründlicher als wir arme Schlucker auf dem Altenteil. Oh, si jeunesse savait!

Der Spielsachen sollten wenige und diese einfach sein. Wenn sie nicht dem Kinde selbst etwas zu ändern, zu erfinden, zu arbeiten übrig lassen, so ist ihr Reiz bald dahin. Sogar Dinge und Geräte zum ernstesten Gebrauch macht mancher wadere Junge sich lieber eigenhändig zurecht, wenn er nur die nötigen Werkzeuge hat. Doch darf der Hinkende sich hier kurz fassen, da auch durch Übermaß nicht gar viel zu verderben ist. Der gesunde Sinn der Jugend verwirft oder zertrümmert das Überflüssige; so hat am Ende der Herr Vater nur ein paar Grotschen unnütz ausgegeben, und die armen Gewerbetreibenden wollen doch auch leben.

Nun aber die Feste — wer kann sie zählen? Kirch hier und Messe dort; Wettrennen heut und Ausstellung morgen; Schützen-, Turn- und Sängerkaste! Da zuckt

es in den jungen Gliedern, da blitzen die hellen Augen, da heißt es, heiß und schmeichelnd: „Papa, nimm mich mit!“ „Mama, laß mich gehen!“ Ja, nehmet die lieben Kleinen mit, wenn sich's paßt; laßt sie gehen und leitet sie zur Selbständigkeit an, indem ihr ihnen ein paar Groschen zur eigenen Verwendung anvertraut und nachher von jedem Pfennig Rechenschaft fordert. Aber mit Maß und Ziel! Je seltener die Feste, desto schöner. Und zeitig wieder daheim! Man soll aufhören zu genießen, wenn's am besten schmeckt! Dagegen überrascht sie einmal, wenn ihr über Land müßt, durch die unverhoffte Aufforderung: „Hurtig, nimm Stod und Hut!“ laßt sie in den Ferien irgend einen guten Dufel oder Vetter auffuchen und allein hinausziehen in die schöne Gotteswelt, über Berg und Thal! Reisen ist herrlich, und zu Fuß wandern die Krone des Reisens. Unvergesslich wird solch ein Freudentag noch im hohen Alter vor ihrer Seele stehen.

Der Knabe wächst zum Jünglinge heran, und die Lockungen mehren sich, Wirtshäuser, Vereine, Välle. Dabei kann man denn leider um mehr kommen als um sein bißchen Geld. Doch wer verständig zur Selbstbeherrschung erzogen und an Einfachheit gewöhnt ist, der troßt jetzt der Versuchung aus eigener Kraft. Und das thut not. Denn der treueste Vater kann ihn nicht immer behüten, der strengste darf nicht alle Mittel mehr anwenden. Die Selbsterziehung, die freilich nie zu früh beginnt, tritt immer mehr in den Vordergrund. Schon ein Kind kann man nicht unter eine Glasglocke setzen und vor jeder schädlichen Einwirkung bewahren. Nur in freier Luft, in Regen und Sonnenhitze gedeiht das Beste, mag auch der Schwache zu Grunde gehen. Schwimmlehrer und Jüngling wünschen beide sehnlich, daß der letztere bald, von Stange und Peine befreit, sich munter in offenes Wasser tummeln könne, und so sucht jede vernünftige Erziehung zur rechten Freiheit hinzuführen. Deshalb wendet sich der Hinkende zum Schluß noch einmal an die wadern Jungen selbst, die ihn mit offenen Ohren und großen Augen tiefstimmig anstarren — der wildeste Knabe kann zuweilen merkwürdig ernst und gedankenvoll sein und hat, weiß Gott! allen Grund dazu. So werden sie nach allem Vorhergegangenen den Prediger hoffentlich verstehen, wenn er ihnen eindringlich zuruft: **Sorgt bei Zeiten für euch selbst! Macht nicht affenmäßig alles nach, schwimmt nicht immer träge mit dem großen Strome, sondern wagt eine eigene Meinung zu haben! Verzärtelt und verwöhnt euch nicht! Schont eure Empfänglichkeit für Sinnesreize, eure Fähigkeit zu genießen, in der schönen Jugend, rettet sie weise ins freudnähere Alter hinüber, dann öffnen sich euch einst, gerade wenn ihr sie am nötigsten habt, neue frische Quellen des Trostes und Gemüthes, die für die Verfrühten und Abgestumpften längst versiegt oder abgestanden sind. Auf die Gefahr hin, sich zu wiederholen, stellt der Hinkende folgende Sätze auf:**

1. Alles hat seine Zeit. Was dem Mann und Greise gut und erlaubt ist, paßt darum noch nicht für den Jüngling und Knaben.
2. Wer noch nicht einmal das Notwendige selbst verdienen kann, hat sicherlich keinen Anspruch auf Überflüssiges.
3. Aber auch wer schon erwirbt, und gar mehr, als er braucht, soll nicht plötzlich mit der einfachen Vergangenheit brechen, sondern an die unsichere Zukunft denken.
4. Leicht gewöhnt man sich jederzeit an eine äußerlich bessere, schwer an eine ärmlichere Lebensweise.

5. Geld erspart, ist schon viel gewonnen; Frische bewahrt, noch unendlich mehr.

6. Wer einfach lebt, behält Geld und Kraft für geistige Genüsse, für höhere Zwecke übrig.

7. Er macht sich verhältnismäßig frei von der Paune der Menschen und der Tücke des Geschicks und steht auf eigenen Füßen zufrieden und unabhängig da.

Das aber schien, um endlich auf unsern Text zu kommen, schon dem alten Weisen Aristoteles, dem Lehrer Alexanders des Großen, eine Hauptfache zu sein, denn er meint: *Ἡ εὐδαιμονία τῶν ἀνθρώπων ἐστίν, „das Glück wird denen, die sich selbst genug sind, den Zufriedenen, zuteil,“* und ein anderer alter Grieche sagt: *„Mir genügt ein schlichtes Kleid,“ οὐδὲ τραπεζαζοῦμεν, „auch werde ich nicht den Tischen dienen, des Laiches Knecht sein,“ οὐδὲ παρ' ὀφθαλμοῦν ὀφθαλμοῦν, „noch einem launischen Herrn nach den Augen sehen,“ οὐδ' ὀφθαλμοῦν δαυτὸς ἐκείνου, „ich tenne die edle Freiheit dessen, der sich an einer einfachen Maßigkeit genügen läßt.“* — Denkst du nicht ebenso, deutscher Knabe? Lieber eine linke Gans auf den Bergen als ein wohlgenährtes Kind im Stall.

Der Hinkende hat vor vielen Jahren einmal eine Geschichte gelesen, deren Titel er nicht mehr weiß, deren Verfasser er nicht mehr mit Sicherheit zu nennen vermag (Bischoff?) und deren Inhalt fast gänzlich aus seinem Gedächtnisse entschwunden ist. Aber eins daraus bleibt ihm unvergessen: Ein junger Mann, fast allein in der Welt stehend, hätte gern große Reisen gemacht — wer reiste nicht gern? Aber er war arm. Da ging er in sich, bedachte, wie wenig der Mensch eigentlich zum Leben bedarf, und beschränkte sich mit eiserner Willenskraft fortan auf das Notwendige. Er mietete ein Dachkammerlein, begnügte sich morgens und abends mit Wasser und Brot und mittags mit billigem Essen, gab auch wenig für Kleidung aus, für Vergnügungen nichts und gebrauchte so von den drei Mark, die er täglich verdiente und bisher ohne besondere Mühe losgeworden war, nur etwa eine. Schon nach einem halben Jahre hatte er hundert Thaler in der Tasche und zog fröhlich in die schöne Welt hinaus und kam bei seinen bescheidenen Ansprüchen recht weit.

Das giebt zu denken und kann zur Nachahmung reizen. Freilich nicht jeder hat einen so starken Vermögenswunsch. Aber alle hoffen, alt zu werden. Und das Alter hat viele Bedürfnisse. Wohl dem, der dann instande ist, sie zu befriedigen.

Junges Blut,
Spar dein Gut!
Darben im Alter wehe thut.

Doppelt wohl dem, der dann nicht ganz weß und stumpf, sondern noch frisch und genüßfähig ist, ja:
Dreimal selig, wer die Jahre
Seiner Jugend so genießt,
Daß ihm noch im Silberhaare
Lebenswonne übrig ist.

Der Weg zur Selbständigkeit führt durch Selbstverleugnung; zum Genuß durch Entsagung; zum glücklichen Alter durch eine weise demüthete Jugend. Amen!

Sinnspruch.

Verschiedenes zu Verschiedenem sucht der Sammlerfleiß, Verschiedenes in Gleichartigem der Scharfhum, Gleichartiges in Verschiedenem der Wis, Gleichartiges zu Gleichartigem die Poesie.



**Der sich selbst erniedrigt,
der muß erhöht
werden!**

Eine lehrreiche Historie.

Im Ratskeller zu Fraga-
hausen saßen an einem schönen
Sommermorgen mehrere der
angesehensten Bürger behag-
lich beim Frühschoppen und
führten allerlei weise Ge-
spräche über dies und das,
über das Wetter und die
Ernte, über Rußland und
die Türkei, über Gott, Lu-
gend und Unsterblichkeit. Und
wenn trotz dieser lieblichen
Fülle das Gespräch einmal
zu stocken drohte, so griffen

großes Maul, Ihr Stadträte; aber
droben in der Sitzung da schnappt
Ihr gehorham: Ja! Er steckt Euch
all in die Tasche, der Gestrenge. Er
zieht uns das Fell über die Ohren.
Hat er nicht auch die neue Wasser-
leitung durchgesetzt, he?

„Wasser mußten wir haben,“
brummte ein Billigdenkender.

„Auch dem Förster einen besondern
Brunnen in den Hof bauen, für
unser Geld, he? Konnt' das nicht
die Regierung thun? Oder kann
er nicht die paar Schritte weiter
gehen? Nein, der Grünrock muß
einen Laufbrunnen haben für seinen
eigenen Kopf, dicht vor seiner Nase
— kann kosten, was es will! Nach
oben hin ist er geschmeidig genug,
unser Gewaltthaber; da kann er
scharwenzeln und Bücklinge machen
und so schnappen, wie Ihr vor ihm
— die Forstpartie winkt nur, und
er verbeugt sich lächelnd — kann
kosten, was es will!“

„Dafür haben wir denn auch die
Dreile in herrschaftlichen Wald fassen dürfen.“

„Stuß! Hatten obnehin Wasser genug. Die Augen
werden Euch überlaufen, wenn's ans Bezahlen geht.“

„Nun, Ihr werdet noch nicht mager, wenn man
Euch auch ein bißchen mehr zu Ader läßt.“

„Ich?“ seufzte Knispel, und sein bisher grimmes
Gesicht nahm plötzlich einen schier wehmütigen Aus-
druck an. „Ich! Guter Freund, ich werde bedeutend
übererschätzt. Weil mir das bißchen Essen gebricht —
er faltete die fleischigen Hände schwermütig über dem
dicken Bauche und blickte gedankenvoll zur Stuben-
decke empor — „ich lasse mir nichts abgehen, das ist
wahr, ich seß' Metzger und Bäcker in Nahrung und
gönn's mir und den andern, denn ein Arbeiter ist
seines Lohnes wert — aber darum soll ich mein Ge-
wicht in Gold wert sein, nicht wahr? noch erhöht
werden bei diesen schlechten Zeiten? ich bezahl' jetzt
schon genug und übrig genug, wahrhaftig, so wahr
ich hier sitze! — nein, zu viel! ich gehör' zu den Höchst-
besteuerten —“

„Dafür seid Ihr auch einer der reichsten Leute in
der Stadt.“

„Das soct Ihr so, Nachbar — meine vier Jungen
helfen mir auch redlich davon, bedenkt das! Nein, es
giebt andere, die ich nicht zu nennen brauche, magere
Kerle, die es dick hinter den Ohren haben —“

Diese Worte waren auf den auffallend hageru und
geizigen Destillateur Wassermann gemünzt, der soeben,
von der Unterhaltung nicht besonders erbaut und von
Neugier getrieben, es gewagt hatte, sich unter irgend
einem Vorwand in die Nähe der beiden Fremden zu
schleichen, aber vor einem ruhigen Blicke des jüngern
alsbald zurückgeprallt war, eine Entschuldigung ge-
stottert, ein auf der Bank liegendes Zeitungsblatt von
der vorigen Woche ergriffen hatte und nun mit rotem
Gesichte gerade im rechten Augenblick auf seinen frühern
Platz zurückkehrte, um den Stich seines alten Wider-
sachers Knispel zu empfangen. „Meinen Sie mich?“
fragte er unvorsichtig in seiner Aufregung.

„Ich hab' keinen Namen genannt,“ antwortete Knispel
und lachte mit dem ganzen dicken Gesichte, „nur so im
allgemeinen von Leuten gesprochen, die viel mehr be-“

sa munter auf einen ebenso naheliegenden als unerwünschten Stoff
zurück: sie räsonnierten über ihr würdiges, eben nicht anwesendes Stadt-
oberhaupt. Dazu hat bekanntlich jeder Deutsche ein
angestammtes und verbrieftes Recht, zumal wenn er
seine Steuern richtig zahlt und alle Anordnungen der
hohen Obrigkeit pünktlich befolgt.

Wöglich wurden ihre wichtigen Verhandlungen
unterbrochen und dafür ihre Neugierde lebhaft ange-
regt. Ein hübscher offener Wagen, von zwei sauberen
Pferden gezogen, rollte vor und ihm entstiegen zwei
Herren, die offenbar keine Geschäftsreisende waren, ein
älterer behäbiger mit schon stark ergrautem Haar und
ein jüngerer mit dunkeln Augen und braunem Voll-
bart. Sie traten ins Haus und schienen zunächst die
Amststube aufzusuchen, kehrten von dort aber alsbald
zurück und beehrten die Gesellschaft, welche schweigend
und mit angehaltenem Atem auf ihre Schritte gelauscht
hatte, mit ihrer Gegenwart.

Ein rechter Wirt hat ein gutes Auge für die
Schätzung der Fremden, und der Pächter des Rats-
kellers sprang den beiden neuen Gästen so flink ent-
gegen, wie seine 93 Kilo nur erlaubten, und nötigte
sie schmunzelnd und nickend zu dem freien Tisch im
Hintergrunde des tiefen Gemachs. Sie nahmen Platz
und bestellten eine gute Flasche und einen Jubis, zu-
gleich das Nötige wegen des Kutschers und der Pferde
anordnend. So weit war alles vernehmlich und kein
Wörtlein ging den gespannt Lauschenden verloren. Aber
darnach sprachen die beiden Fremden leider nicht viel
mehr und dies Wenige so rasch und leise, daß auch
die längsten Ohren der in jämlicher Entfernung sitzen-
den Bürger beim besten Willen nichts mehr aufzu-
schnappen vermochten.

Krgerlich darüber nahmen die würdigen Eingeborenen
allmählich das unterbrochene Gespräch wieder auf und
sogar mit verdoppeltem Nachdruck. Ihre Verstimmung
müßte sich eben nach einer Richtung hin Luft machen.
Wie gesagt, zu breitpurig ist er, unser Bürger-
meister!

„Zu selbstherrlich, zu hochfahrend!“

„Nun, er kann noch einmal an den Unrechten kommen.“

„Stuß!“ rief der dicke Knispel, ein früherer Land-
wirt und jetziger „Geschäftsmann“ („Krawattenmacher“
hinter seinem Rücken genannt) — „hier habt Ihr ein

figen, als sie versteuern — wen's jußt, der frage sich!

Die andern Bürger schmunzelten, Wassermann aber rief, zu ihnen gewandt, mit der Miene der gekränkten Unschuld: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Ich bin wirklich überbürdet. Ich würde rückwärts haufen, wenn ich nicht so sparsam wär' —“

„Ja, daran fehlt's nicht,“ höhnte Knispel, und sein Nachbar sprach: „Nun, nun, Herr Wassermann, seit der fetten Erbschaft —“

„Das war ja im vorletzten Jahr — das hat mich schon wieder um einige Stufen höher geschraubt —“

„Ihr blühendes Geschäft —“

„Und die Ausstände, die schlechten Zahler, die Verluste!“

„Ihr übriges Vermögen —“

„Das bißchen, was ich durch saure Arbeit und strenge Ordnung vor mich gebracht habe —! Aber einen Trost hab' ich freilich: es ist ehrlich erworben!“

„Meinen Sie mich, Herr?“ fuhr jetzt Knispel auf, der wohl Ursache hatte, eine Anspielung auf den Erwerb seines Vermögens zu wittern; „galt das mir?“

„Nein, Herr Knispel,“ erwiderte Wassermann äußerst sanft, „ich sprach von mir und meinem Besitz; Sie hab' ich durchaus nicht gemeint.“

Die andern lachten wieder, und diesmal über den armen Knispel, der sich ärgerlich die glänzende Stirn trockenete und zu spät einsah, daß er die thörichte Frage besser unterwegs gelassen hätte. Umsonst suchte er nach einer passenden, d. h. recht boshaften Entgegnung, da rettete ihn sein gutmüthiger Nachbar, der alle Leute mit „Ihr“ anredete, aus der Verlegenheit, indem er sagte: „Ich weiß nicht, wie's kommt, wir bezahlen alle jedes Jahr etwas mehr. Ich wollt' auch, der Herr Bürgermeister ginge nicht so gewaltig ins Zeug.“

So war das Gespräch glücklich wieder auf den Abwesenden gelenkt, und alle konnten an einem Strang ziehen.

„Ja freilich, er fährt zu rasch.“

„Er kennt weder Maß noch Ziel.“

„Er will immer so klug sein, und haut doch oft ganz gewaltig daneben.“

„Ja freilich. Dat er sich nicht im Frühling, als der alte Amtsdienner starb, den Dürrast aufhalten lassen, ohne nach Alter und Rüstigkeit zu fragen?“

„Sich? Uns hat er die Vogelstreu aufgehast; wir müssen den Kerl totfüttern, wenn er abständig wird, und das dauert nimmer lange.“

So war der Angriff jetzt vom Bürgermeister glück-

lich auf seinen Untergebenen, den neuen — und doch schon so alten — Amtsdienner abgelenkt, der keinem besonders zu gefallen schien.

„Ein Schleicher, und tückisch wie ein magerer Kettenhund!“

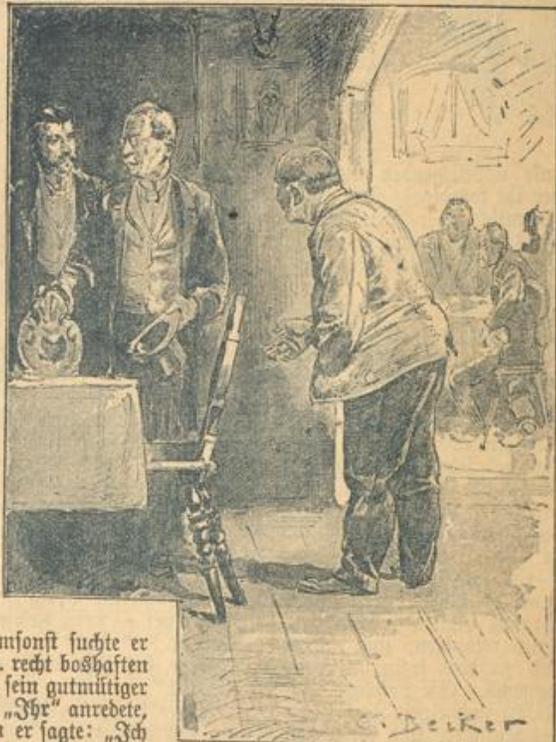
„Er schnüffelt überall herum.“

„Er hat seine wahre Freunde daran, einem wegen einer Kleinigkeit ein Protokoll zu machen.“

„Ja wohl,“ rief Knispel, „so neulich erst mir — die Magd soll die Strafe nicht ordentlich gesetzt haben, Stuß! Aber ich hab's ihm gegeben! und wir sind noch nicht wett — wart' mir!“

„Mir erfrechte er sich von Hundsteuer zu sprechen,“ sagte Wassermann, „obgleich ich die Tiere zur Bewachung nötig habe und immer an der Kette halte.“

Das war nun zwar durchaus nicht der Fall: die



Er nötigte sie zu dem freien Tisch im Hintergrunde.

armen Vierfüßler des Geizhalses mußten ihr meistes Futter selbst bei fremden Leuten suchen, wie Bäcker und Metzger sowie die meisten Anwesenden recht gut wußten; allein um dem verhassten Dürrast noch eins anzuhängen, ließ man auch diese Bemerkung ohne Widerspruch hingehen.

„Einen Schnurchar hat der Mensch, so schäbig, so struppig wie eine alte Schubbürste.“

„Der ganze Kerl sieht aus wie ein ausgedorrter Hering.“

„Ein Hungerleider — und stolz dabei!“

„Er will nächstens um Gehaltsaufbesserung einkommen,“ schob einer der anwesenden Bäter der Stadt ein.

„Was? Wenn Ihr das thut — wenn das bewilligt wird — das fehlt gerade noch! — keinen roten Heller!“ scholl's wirt durcheinander.

„Nun freilich, allzuviel hat der arme Teufel nicht mit Weib und Kind, meinte endlich der billig

denkende Bürger.

„Weil er ein Esel ist!“ schraubte Knispel. „Wir haben ihn nun einmal an die Krippe gebunden; warum frist er nicht? Bei jedem Amtchen fällt etwas nebenbei ab, bei dem feinigern erst recht. Aber er ist hartköpfig und eigenfönnig wie ein Kaultier.“

„Das muß wahr sein,“ mischte sich der Ratskellnerwitz in die Unterhaltung.

„Sein Vorgänger war ein anderer Mann: leben und leben lassen! Wie manches Schöpplein hat er bei mir getrunken, ohne daß ich jeweils die Farbe seines Geldes gesehen hätte! Na, ich wußte warum; eine Hand wäscht die andere. Solche Leute können einem auch einmal einen Gefallen thun. Aber dieser steife Dürrast! Er kommt selten und verzehrt fast nichts, und wenn's je geschieht, so bezahlt er bar!“

Was? Wie? Wenn Ihr recht deutlich fordert, nicht wahr?"

Und wenn ich mich sträube und nichts nehmen will, er zwingt's mir auf!"

Sonderbar! — der Narr! — Unglaublich!"

Wir können's vielleicht gleich probieren, er tritt eben ins Haus — richtig!"

Die Thür ging auf und die hagere Gestalt des seltsamen Amtsdieners zeigte sich. Er grüßte tiefenst, warf einen raschen Blick auf die Fremden und wandte sich schon wieder zum Gehen, als der Wirt ihm mit einem schäumenden Glase Bier entgegenprang. „Wohl bekomm's, Herr Dürrast!"

Ich habe nichts bestellt."

Dafür soll's auch nichts kosten. Es macht heut recht warm."

Wenn ich Durst habe, so bezahl' ich mein Getränk."

Der Wirt blinzelte den verwunderten Bürgern zu: „Habt ihr's nicht gesagt?" In diesem Augenblicke erscholl aus dem Hintergrunde vernehmlich die Stimme des jüngern der beiden Fremden, die alles mit Aufmerksamkeit angehört und angesehen hatten: „Herr Amtsdienstler, auf ein Wort!"

Zu Befehl, Herr Baurat!" antwortete Dürrast, schritt tapfer hin und pflanzte sich kerkengerad vor den Herren auf.

Remmen Sie mich?"

Ich vermute —

Und zwar richtig. Aber sagen Sie mir einmal, haben Sie denn wirklich gar keinen Durst?"

Dürrast lächelte wehmüthig.

Wenn wir Sie nun zu einem Glase Wein einladen, der Herr Oberregierungsrat und ich?" Und ehe der freudig überaschte seinen Dank hervorstottern konnte, hatte der Baurat ein frisches Glas gefüllt und ihm in die Hand gegeben; beide Herren stießen mit ihm an, daß es hell erklang: „Auf Ihr Wohlsein, Herr Dürrast! Auf's Wohl aller ehrenwerten Beamten, hoch oder niedrig!"

Die Speisebürger gloyten verwundert; so was war ihnen lange nicht vorgekommen.

Sie können uns vielleicht sagen, wo der Herr Bürgermeister ist," sprach der Baurat zu Dürrast.

Draußen in der Freudenwies bei der Wasserleitung, mit dem Baumeister und den Arbeitern. Er hat mich geschickt, um zu sehen, ob die Herren angekommen seien. Ich hol' ihn sofort her."

Nicht so eilig," sprach der Oberregierungsrat lächelnd. „Wie weit ist es bis dahin?"

Sechs, sieben Minuten."

Bei dem schönen Wetter hätte ich Lust, mich nach dem langen Sitzen ein wenig zu vertreten, was meinen Sie, Herr Kollege? Was wir sonst mit ihm zu verhandeln haben, hat bis nach Mittag Zeit, aber die Überreichung würde ihm recht passend gerade im Angesichte seiner Schöpfung zuteil. Und Herr Dürrast kam uns führen."

Der Baurat war natürlich einverstanden, und so machten sich die drei nach kurzer Vorbereitung auf den Weg.

Aber einmüthig hatten sich auch die übrigen Gäste zum Ausbruch gerüstet und ihre Reigen ausgetrunken oder gar stehen lassen, denn Befriedigung der Neugier lockt noch mehr als Wein. In ehrerbietiger Entfernung schritten sie den Vorangehenden nach, sie ja nicht aus den Augen lassend.

Der Herr Oberregierungsrat ging in der Mitte; ihm zur linken, bescheiden einen halben Schritt zurück,

der plötzlich zu Ehren gekommene Dürrast, mit dem er sich angelegentlich unterhielt.

In der Freudenwies aber kam der Herr Bürgermeister, den Hut in der Hand, den Nahenden erstaunt entgegen, der Baumeister folgte, die Arbeiter benutzten den Anlaß zu einer willkommenen Pause und lehnten sich erwartungsvoll auf Hacke oder Spaten, auf der andern Seite schlossen die Bürger den Kreis und nun entwickelte sich unter freiem Himmel ein die meisten Zuschauer überraschendes Schauspiel.

Der Herr Oberregierungsrat warf sich in die rechte Stellung, stemmte den linken Arm auf die Hüfte, suchte mit dem andern nach Bedarf in der Luft herum und hielt eine wohlgefezte Anrede, in welcher er den vielen Verdiensten des vielgeplagten Stadtoberhauptes, seinem Eifer und Fleiße, seiner Umsicht und Thätigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und überreichte ihm schließlich, ein zierliches, mit Sammet und Seide ausgepolstertes Küsschen öffnend, als Zeichen der Anerkennung von höchster Seite das glänzende Ritterkreuz des landesherrlichen Ordens.

Der würdige Herr Bürgermeister war sonst auch nicht aufs Maul gefallen, sondern konnte bei Gelegenheit recht vernehmlich alle Register ziehen, vom launigen Trinkspruch an bis zur längern Heistrebe, aber diese ganz unerbhoffte Auszeichnung übermannte ihn; er wurde rot und heiß, er stammelte ein paar unzusammenhängende Worte und drückte den Herren um so kräftiger die Hand, während man in seinen ehrlichen Augen Freudenthränen glänzen sah. „Hoch! hoch! hoch!" brauste es inzwischen mächtig aus allen Kehlen dem neuen Ritter und dem gnädigen Landesherrn.

Es kostete einige Mühe, den Orden auf der männlichen Brust zu befestigen, aber der Baurat ließ nicht nach und endlich war das breite schwere Seidenband glücklich ins Knopfloch gezwängt. Nachdem die Herren noch rasch die angefangene Arbeit besichtigt hatten, begaben sie sich langsam ins Städtlein zurück. Die Bürger folgten, unter ihnen wandelte auch der wackere Dürrast in gehobener Stimmung; klang ihm doch zu allem übrigen Erfreulichen noch die beiläufige Bemerkung des Oberregierungsrats in den Ohren: „Sie haben einen tüchtigen Amtsdienstler, Herr Bürgermeister," worauf der Baurat gesprochen hatte: „Wie der Herr, so das Geschirr." Doch das verhinderte den allzeit Wachsamem nicht, auf das Gespräch zu horchen, das sich natürlich um das soeben Erlebte drehte.

„Wer's auch einmal so weit brächte!" meinte ein Mitglied des Stadtrats. „Auf Ihrer Brust wär' auch ein schöner Platz, Herr Knispel."

Der Angeredete blickte betrübt auf sein leeres Knopfloch und seufzte. Jawohl, ein Orden verdeckt, wie ein Heiligenschein, in den Augen vieler Leute der Sünden Menge. „Herr J. K. Knispel, Ritter v. v.", das klinge vortrefflich — besser als „Krawattenmacher".

„Ich gäh' —" begann er, verstummte dann aber plötzlich. Mit spöttischem Lächeln wandte sich der böse Stadtrat an Wassermann: „Sie gönnen gewiß unserm verehrten Herrn Bürgermeister aus voller Seele sein Glück. Sie brauchen nicht neidisch zu sein. Haben Sie doch auch schon eine Preismedaille für Ihren berühmten Magenbitter!"

„Aber die darf er nicht tragen!" rief ein offenerziger Bürger, „nur auf Schildern und Briefen und Rechnungen anbringen, und das thut er redlich."

„Den Orden trägt man denn freilich auch nicht alle Tage," sprach Wassermann mit erzwungener Haltung. „Es ist das Bewußtsein, die Ehre — —. Ich strebe

nicht nach dergleichen. Ich lege mich nicht an den Laden —

„Das fehlte auch noch,“ murmelte Knispel ingrimmig, und einige lachten.

„Sonst,“ fuhr Wassermann mit lauter Stimme fort, „es wäre noch die Frage, wer eher eine Auszeichnung verdient, ein Gewerbetreibender — ich spreche nicht von mir, bewahre! nur so im allgemeinen — ein Mann, der viele Hände beschäftigt, Geld von fernher in den Ort bringt, seine schweren Steuern und Abgaben pünktlich zahlt, oder einer, der sich auf anderer Leute Kosten lieb Kind macht — doch ich will nichts gesagt haben, ich spreche nur so im allgemeinen — was liegt mir daran?“

„Der Bauch thut ihm weh vor Neid,“ flüsterte Knispel, „weil man bei dem wandelnden Gerippe von Bauch reden kann.“

Man sieht: ungeteilte Freude hatte auch dieser Gnadensbeweis nicht erregt, obgleich die Mehrzahl der Bürger damit wohl zufrieden war und sich in ihrem Oberhaupt geehrt fühlte.

Die beiden fremden Herren benutzten den Nachmittag gründlich, studierten Akten und Pläne, wohnten einer kurzen, aber erregten Sitzung des Stadtrates bei, besichtigten die öffentlichen Gebäude und fuhren erst gegen Abend wieder ab, um den letzten Zug zu erreichen, der sie wieder in die Hauptstadt führen sollte.

Fraghausen sank nach diesem aufregenden Zwischenfall allmählich wieder in seine gewohnte ruhige Geschäftigkeit zurück. Selbst Lob und Orden sind kein Schild gegen alle Angriffe. Nach wie vor wurde über den neuen Ritter geschimpft, wenn er nicht zugegen war, und über den alten Dürrast sogar in seiner Gegenwart, so weit sich dies nur mit den Bestimmungen über Beleidigung von Beamten im Dienst eben vertrug. Er sagte wenig dazu, sah seine Gegner nur zuweilen mit einem sonderbaren, halb verächtlichen, halb drohenden Blick an, vor dem sie dann wohl verstummten. Das Gesuch um Gehaltsaufbesserung war ihm in Ungnaden abgeschlagen worden, trotz der warmen Befürwortung vonseiten des Herrn Bürgermeisters. Auch diese Enttäuschung trug er schweigend. Aber wer weiß, ob er nicht im Stillen zuweilen dachte: „Wer ist der Narr, ich mit meiner Pflichttreue und Unbestechlichkeit, oder das Pack von Knispel, Wassermann und Konforten, die im Geld sitzen bis über die Ohren und einen ehrlichen Beamten darben lassen, dagegen das doppelte seines Gehalts gern einem Schubiad zustecten, der nach ihrer Pfeife tanzt?“ Es wird manch armen Teufel recht sauer gemacht, ehrlich zu bleiben.

So gingen mehrere Monate hin, und das letzte Viertel des Jahres kam wieder einmal ins Land.

Dann beginnt regelmäßig die sogenannte Weihnachtsarbeit, und viele Hände rühren sich in größerem Fleiße, oft verstoßen und mit listiger Benutzung von Zeit und Gelegenheit, denn es ist ja auf Überraschungen abgesehen. Und ist die Arbeit langwierig, und die Mühe groß, sie wird verführt durch den Gedanken an ihre Wirkung, an die frohen Gesichter und dankbaren Herzen der glücklichen Empfänger all der schönen und nützlichen Geschenke.

Um eben dieselbe Zeit aber arbeiten auch andere Leute „von Amts wegen“ oft gar angestrengt und mühsam, ohne sich mit den Gefühlen trösten zu können, welche durch ihre Leistungen hervorgebracht werden; wir meinen die Mitglieder der „Steuereinschätzungskommission“.

So saßen sie denn auch in Fraghausen wieder auf

dem Rathhause saale beisammen und krannten sich oft bedenklich hinter den Ohren, denn die Aufgabe war diesmal besonders schwer. Doch endlich hatte man sie nach heftigem Kreuzfeuer der Meinungen so ziemlich erledigt; nur um zwei der reichsten Einwohner handelte es sich noch.

„Meine Herren,“ nahm ein neues Mitglied, der Kaufmann Scharf, das Wort, „was den Knispel und den Wassermann anbetrifft, so dürfen sie keinesfalls auf dem bisherigen Steuerfuß verbleiben. Er ist entschieden viel zu niedrig. Sollen wir Aufrichtigen denn allein die Last tragen, und die Beamten, deren Einkommen man auf Heller und Pfennig kennt? Ich weiß genau, daß Knispel schon vor etwa 20 Jahren ein Vermögen von mindestens 40000 Thalern besaß, um er ist seitdem schmerzlich ärmer geworden.“

Ein beifälliges Gemurmel, aus dem ein gutes Dutzend vielleicht „Wucherer“, „Halsabschneider“, „Blattsauger“ heraushören konnte, belohnte den Redner, und ermutigt fuhr er fort: „Hier dagegen finde ich den Herrn mit 25000 Thalern angelegt. Und Wassermann muß nach Hinzurechnung der Erbschaft unbestritten gegen 80000 Thaler im Vermögen haben, wir dagegen haben ihn nur mit der Hälfte eingekauft.“

„Ja, der Könn! mehr vertragen, so erbärmlich immer thut“ — „der hat's hinter den Ohren“ — „Neidtragen!“ — „Hundesteuer bezahlt er auch nicht!“ — so scholl's durcheinander.

Der Bürgermeister zuckte mißmutig die Achseln. „Beide haben schon diesmal reklamiert, freilich ohne Erfolg. Und jetzt haben sie mir wieder ganz bestimmt versichert —“

„Glauben Sie ihnen?“ fiel der eifrige Scharf vor schnell ein. „Neue Befehle lehren gewöhnlich gut.“

„Was ich glaube und denke, darauf kommt's wenig an, den bestimmten Angaben gegenüber,“ erwiderte der Vater der Stadt gereizt.

„Die Sache ist nicht in Ordnung.“

„So zeigen Sie mir einen Weg, sie in Ordnung zu bringen!“

Scharf sah sich verlegen im Kreise seiner Genossen um, doch der Rat war wie er selber ratlos.

Da kam im rechten Augenblick Hilfe von einer Seite, von der man sie am wenigsten erwartet hätte. Dürrast hatte bisher an der Thüre des hohen Winkes geharrt, jetzt trat er in unterwürfiger Haltung näher, legte die Arme vorschriftsmäßig an die Seiten und begann: „Hochweise Herren, wenn's erlaubt ist, ich werde Sie herausbringen.“

„Was? Sie? Ihr? Er?“ so riefen je nach ihrer Anredeweise die verschiedenen Rats Herren voll Erstaunen. Dürrast drückte die sich sträubenden Schmutzbarborsten herab und fuhr fort: „Binnen drei Tagen werde ich genau wissen, was die Herren Knispel und Wassermann in und außer dem Geldlasten besitzen!“

Noch starrte man den Alten ungläubig an, wie eine Geisteserscheinung. Aber dem Bürgermeister schien allmählich eine blasse Ahnung aufzudämmern, er winkte dem Amtsdienner in eine Ecke und verhandelte dort eine Weile leise, aber eifrig mit ihm. Die andern verdrehten sich fast die Hälse, um ein Wörtlein zu erschnappen, gelang ihnen nicht. Nachdem noch der Tag für die folgende Sitzung bestimmt worden war, gingen sie, auf freundschaftlichste entlassen, auseinander, d. h. der ganze Rat, nicht jeder einzelne für sich.

Am folgenden Morgen schritt Dürrast, wie ein Fiedelbogen anzuschauen, mit wichtiger Miene und langsamen Schritten auf Wassermanns Haus zu. Unter

dem Arme legte er ein langes Papier und einen mächtigen Gänsfel hinter dem rechten Ohr.
Das Papier enthielt einmüßigen nur Abteilungen mit den Überschriften: „Laufende Nummer, Name, Stand und Wohnort, Vermögen, Eigenhändige Unterschrift.“
Dürst trat in den Hausflur und klopfte an.
„Herrein!“

Er folgte dieser Einladung und stand dem dürren Wassermann gegenüber, der zum Willkommen die Stirne runzelte. Wer sieht Exekutoren, Polizisten, Gerichtshoten und Amtsdienner gern? besonders wenn er schon Zahlbefehle oder Mahnungen durch dieselben erhalten hat. Etwas Ähnliches vermutete der magere Geizhals auch jetzt.

Dürst, welcher diese Gedanken erriet, sagte schmunzelnd: „Diesmal nicht, Herr Wassermann, diesmal nicht!“
„Was denn sonst?“ rief Wassermann unwirsch. „Etwas Gutes überhaupt!“

Der Amtsdienner hielt ihm den aufgeschlagenen Bogen dicht vor die Nase. „Hier!“ flüsterte er, pfiffig klingelnd, „ein Federstrich von kluger Hand, und er sitzt im Knopfloch und baumelt unterm Loch!“

„Was baumelt unterm Loch?“
antwortete Wassermann mühsam hervor. Eine plötzliche Ahnung hatte ihn ergriffen.

„O weh! die Aufregung reizt mich hier!“ rief Dürst und schlug sich mit der geballten Hand vor die Stirn. „Muß ich Graubart noch aus der Schule schwagen! Aber Sie werden einen alten Mann nicht in Angelegenheiten bringen, Herr Wassermann. Bitte, füllen Sie das Formular gefälligst aus. Einen weiteren Auftrag hab' ich nicht. Ich will nichts gesagt haben.“

„Sie haben so viel gesagt, Herr Amtsdienner,“ sprach Wassermann streng, „daß Ihnen nichts übrig bleibt, als mir nun auch alles zu sagen. Ein halbes Vertrauen ist immer schädlich. Ein ganzes werd' ich zu würdigen wissen. Ich bin immer Ihr Freund gewesen, hab' Ihnen die Stange gehalten, wenn ich's Ihnen auch nicht immer gezeigt — d. h. wenn Sie es auch nicht so gemerkt haben. Säß' ich im Stadtrat, Ihr Gehalt wäre längst erhöht. Nun seien Sie aber auch verständig. Heraus mit der wilden Kat!“
Sprechen Sie frei heraus!“

Dürst zog ein rotgeklümmtes Taschentuch hervor, schmeuzte sich, strich die Vorsten unter seiner Nase zu recht und sah wie ungeschlüssig ins Leere.
„Aber wir wollen die Sache nicht so trocken abmachen,“ fuhr Wassermann eifrig fort, „Sie frühstücken mit mir. Da plaudert sich's besser.“ Und ungestüm riß er an dem Glockenzuge.

Es war Verleumdung, daß er nur von Wasser und Brot, oder gar von der Luft lebe. Diesmal wenigstens setzte er seinem Gaste eine feine Flasche vor, und Würst und Schinken waren auch nicht übel. Der magere Dürst ließ sich nicht lange nötigen, sondern griff

tapfer zu. Sein Wirt, der seine Ungeduld kaum noch bezwingen konnte, war aus doppeltem Grunde froh, als er endlich Messer und Gabel befriedigt niederlegte.
„So!“ rief er, „nun feuchten Sie Ihre Kehle noch mal an und dann schießen Sie los.“

„Aber Sie schweigen, Herr Wassermann?“
„Wie das Grab!“ betenerte er und legte die Knochenhand auf die Stelle seines mit Leder überzogenen Geripps, unter der bei gewöhnlichen Menschen das Herz zu sitzen pfllegt.

„Nun denn, ich wag's! Sie entsinnen sich noch, daß im Sommer die beiden Herren aus der Hauptstadt hier waren?“

„Natürlich!“
„Und daß ich die unverdiente Ehre hatte, mit ihnen ein Glas zu trinken?“

„Wohlverdient, bester Herr Amtsdienner! Sie sind zu bescheiden. Auf Ihre Gesundheit!“

„Dante schön — der Wein ist wirklich ausgezeichnet. Und daß ich später mit ihnen nach der Freudenwies ging.“

„Weiter!“
„Nein, nicht weiter, aber der Weg war lang genug. Mindestens zehn, zwölf Minuten. Es war warm, und der Herr Oberregierungsrat sind nicht besonders gut zu Fuß.“

„Schön, schön!“
„Das wird er wohl nicht sagen, ha, ha, ha! Doch ich verstehe. Schön also. Unterwegs sprachen die Herren allerlei, sowohl zu mir, als miteinander.“

„Ganz recht, ganz recht, ich hab's aus der Ferne gesehen!“

„Ich hab's gehört, das ist in diesem Fall mehr wert. So erfuhr ich zuerst, daß der Herr Bürgermeister den Orden bekam.“

Wassermann feufzte.
„Die Herren lobten ihn und seine Anhänger von wegen der Wasserleitung und des neuen Schulhauses, u. s. w. Sie meinten, für die kleine Stadt sei es aller Ehren wert. Auch unter den Bürgern müsse im allgemeinen ein guter Sinn herrschen, der Anerkennung verdiene.“

„Anerkennung!“ wiederholte Wassermann gedankenvoll, „das heißt wohl einen Orden?“

„Was denn sonst?“ rief Dürst. „Die Herren sagten es auch grade heraus: ein Bürger, der sich durch Vaterlandsliebe und Gemein Sinn auszeichne, sei eines Ordens so würdig wie ein Rathsherr oder Bürgermeister.“

„Sehr richtig, sehr wahr!“
„Nur halte es schwer, den Richtigen herauszufinden.“

„Ja freilich,“ stimmte Wassermann atemlos zu.
„Den Reichsten dagegen könne man schon eher herausbringen. Und der Reichste müsse doch ohne Zweifel am meisten zu allen öffentlichen Lasten beitragen und sei also insofern der Würdigste.“

„Aha, schaut's da hinaus?“ rief Wassermann aufgeregt und versank in tiefes Sinnen. Am Gelde hing



Er folgte dieser Einladung.

er sehr, allein er wußte aus leidiger Erfahrung, daß man auch für Geld durchaus nicht alles kaufen kann. Hier bot sich die Gelegenheit zu einem glänzenden Geschäft. Er kämpfte einen schweren Kampf. „Ich brauche ja noch nicht alles anzugeben,“ dachte er und war schon halb entschlossen.

Dürkraft, der ihn aufmerksam betrachtete, that einen tiefen Zug und fuhr dann fort: „Kurz und gut, der nächste Orden, der herkommt, fliegt nicht mir zu oder irgend einem andern armen Teufel, darauf können Sie Gift nehmen, Herr Wassermann, sondern einem Reichen, und wo möglich dem Reichsten! Das weiß außer uns bis jetzt nur noch der Herr Bürgermeister, und obgleich die Steuerlisten von diesem Jahr und die alten Angaben vorliegen, hat er doch — auf mein bescheidenes Anraten, darf ich wohl sagen — hat er doch gemeint, es könne vielleicht ein Irrtum untergelaufen sein —“

Er lächelte schlau, aber Wassermann war zu erregt, um verständnisvoll wieder zu lächeln, toternst saß er da.

— und so sollt' ich noch einmal still zu ein paar Herren hingehen, zu Ihnen und zu Herrn Knispel —“

Der verhasste Name entschied. „Her mit dem Wisch!“ rief er, „mein muß der Orden werden, es koste, was es wolle!“

Die Feder fuhr knurrend über das Papier und Dürkraft sah mit stiller Befriedigung 90000 Thaler aus der Tinte fließen.

Während die dicke Zahl trocknete, leerte er das letzte Glas und erhob sich dann.

„Was ich sagen wollte,“ fuhr Wassermann aus seinem Brüten auf — die hohe Selbsteinschätzung ging ihm doch nah — „eins müssen Sie mir noch versprechen, verehrter Herr. Sie legen mir die Liste noch einmal vor, damit ich mich überzeuge, daß keiner mehr gezeichnet hat.“ Er drückte dem Amtsdienner einen Kronenthaler in die Hand. „Jeder Gang zu mir trägt Ihnen ebensoviel ein, in dieser Angelegenheit.“

Dürkraft säckelte das große Geldstück grinsend ein, dankte und verschwand. In tiefem Sinnen blickte Wassermann ihm eine geraume Weile nach oder vielmehr die Thür an, die sich hinter ihm geschlossen hatte. „Hätt' ich ihm nur gesagt, daß er bei dem verfluchten Knispel keinen Mund hält!“ fuhr er plötzlich auf. „Nun ist es zu spät.“

Jawohl, Dürkraft schoß mit ungewohnter Schnelligkeit seinem nächsten Ziele zu. Guter Wein beflügelte Knispel stand breitspurig in der Hausthür und sah mit finstern Blicken den Amtsdienner nahen, der zum Gruße schon von weitem sein Papier schwenkte.

„Was soll's?“ fragte der Dicke mürrisch. „Sollen's gleich erfahren — aber nicht hier, nicht auf offener Straße, das fehlt noch, ha, ha, ha! Führen Sie mich in Ihre Schreibstube und sorgen Sie, daß die Wände keine Ohren haben!“

Knispel gehorchte schweigend und verwundert; das selbstbewußte, lebhaftes Auftreten des sonst so ernsten und bescheidenen Amtsdienners machte Eindruck auf ihn. Um so größer war seine Enttäuschung, als er einen

Blick auf die Liste geworfen hatte. „Wozu die Schere?“ knurrte er grimmig. „Hab' ich etwa auch eine Ehrschaft gemacht? Bin ich über Nacht reicher geworden? Hab' ich nicht dem Bürgermeister oft genug meine Verhältnisse dargelegt?“

„Sehen Sie doch einmal, was Herr Wassermann angegeben hat.“

„Der magere Hund! — Waas! 90000? Wie kommt der Narr dazu?“

„Er wird wohl seine Gründe haben.“

„Wie so?“

Dürkraft zuckte die Achseln.

„Nun, was liegt mir dran?“ schrie Knispel verächtlich. „Ich laß' mich nicht fangen, nicht schrauben.“

„Ganz recht!“ sprach Dürkraft äußerst sanft. „Geiz und Neid verbittern das Leben. Man trägt Gold und Silber besser in der Tasche als auf dem Rock.“

Knispel horchte aufmerksam.

„Schreiben Sie also, bitte schön ganz nach Gutdünken — 25000 waren bisher, nicht wahr? Es fällt freilich gegen 90000 bedeutend ab. — Herr Knispel!“

Er drückte ihm die eingetunkte Feder in die Hand, und wirklich füllte die vollgefüllte Blutegel „Namen, Stun und Wohnort“ schweigend aus. Dann aber, vor der entscheidenden Abtheilung machte er Halt. „Dürkraft,“ begann er, „Ihr wißt mehr, als Ihr sagt.“

„Dienstgeheimnis!“

„Stuh! Ihr könntet mir einen Wink geben, und kein Hahn kräht darnach.“

„Haben Sie's um mich verdient?“ fragte Dürkraft erregt Herr Knispel?“

„Nun, nun, Ihr seid auch ein Herr.“ „Ihr seid ein Herr, und da rennt man wohl einander etwas scharf aneinander. Das lasst sich ja bessern; seid mir geiseit. Ein Hand wäscht die andere.“ Er wählte lange unschlüssig in seiner Wetzertasche und zog endlich ein Fünftmalstück hervor, das er dem Amtsdienner hinstob. „Und nun sprecht! Wo kommt der Hungerleider, der elende Geizhals dazu, sich selbst plötzlich hoch einzuschätzen?“

So gelockt und gedrängt, triffte Dürkraft mit biederer Miene, nachdem er sich unverbrüchliches Schweigen hatte geloben lassen, auch diesem Drückberger sein schickliches Marklein auf.

Die Wirkung war großartig. „Was?“ schrie Knispel braunrot im ganzen Gesicht, „der Schubial, der Herr Urian ein Ritter! Aber ich will's ihm verzeihen! Das mit der Feder!“ Und mit wutzitternder Hand zeichnete er 100000 Thaler in die Liste.

„Wir wollen die Summe rund machen, schon wegen des lumpigen Wassermann!“ schnaubte er hochmüthig. „Und wenn Ihr durchaus nochmals zu ihm hin müßt — die Bohnenstange wirkt mich nicht! Erhalte mich nur auf dem Laufenden, es soll Euer Schade nicht sein.“

Das war ein gewinnreicher Tag für den armen Dürkraft, der wie ein langes Pendel zwischen den Häuptern der beiden Nebenbuhler hin und her schwannte!

Wassermann las und seufzte; dann gab er seinem



Knispel stand breitspurig in der Hausthür.

Berzen einen Stoß, dem Amtsdienner den zweiten Kronenhaler, durchstich die erste Angabe dick und schrieb darüber 110000.

Als Knispel zehn Minuten später dies sah, stieß er einen geistlichen Fluch aus, wiederholte darauf wütend: „Der Lump wirft mich nicht!“ und veränderte recht besor seine Zahl in 115000.

„Das wird's thun,“ meinte er; „drüber hinaus geht er Geistknochen nicht; der Orden ist mein! — Hab' ich Euch weh gethan?“ fragte er aufblickend Dürkraft, wenn dieser rieb sich das Ohr, welches Knispel, im Begriff, die Feder wegzureißen, heftig gezupft hatte. Nun, schied nachher Cure Frau einmal her, ich hab' in paar Meyen Kartoffeln und einen guten Schinken für Euch.“

Dürkraft dankte, wanderte, aber noch nicht heim, sondern beschloß, erst den dritten Kronenthaler zu holen, den er auch richtig bekam. Wassermann fiel fast in Krämpfe, als er sich nochmals an dem dicken Bucherer überstumpft sah. Er sprach kein Wort und kämpfte mit sich selbst. Dann wog er sein mageres Gesicht zu neuen kalten unheimlichen Grinsen und malte bedächtig 120000 Thaler hin.

Die Steuerkasse kann lachen! Eine wahre Schraube ohne Ende! Soll man sie noch stärker anziehen, das grausame Spiel noch weiter treiben? Nein! jedes Ding hat ein End', eine Wurst sogar zwei,“ dachte er vorliche Dürkraft. „Man darf den besten Spaß nicht zu weit treiben. Wassermann ist nun einmal der Reichste, so mag er's denn bleiben! Für heut hab' ich genug über verdient.“

So trabte er wohlbefriedigt heim, wobei er sich jedoch seine Alte ohne Zeitverlust nach den verheißenen Ehrentiteln waren aus. Ihrer magern Küche bekam, daß er diese unerhoffte Zugabe hoch willkommen.

Die drei Tage waren herum, als beg, die Herren von der Kommission einmal wieder beisammen, da trat Dürkraft mit gerechtem Selbstgefühl in ihre Mitte, schwenkte seine Liste wie eine Fahne über seinem Haupte und legte sie dann auf den Tisch des Hantles nieder.

Man begrüßte allgemeines Erstaunen, das sich noch steigerte, als man Einsicht nahm und die endgültig festgesetzten großen Zahlen sah.

„Was?“ Knispel besah 115000, und der magere Wassermann gar 120000 Thaler? Das hatte sogar Herr Scharf in seiner kühnsten Annahme nicht vermutet. Aber da stand es schwarz auf weiß von ihrer eigenen Hand durch die wohlbekannte Namensunterschrift bekräftigt! Und diese Seintücker waren bisher nur auf ein Drittel, ein Viertel ihres wirklichen Vermögens eingeschätzt! Mähig begüterte Leute, ehrlicher, oder leichter zu beurteilen, fleißige Gewerbetreibende und sparjame Beamte, ja arme Handwerker, Arbeiter und Dienstboten hatten bisher für den dicken Bucherer und den hageren Gehalts Steuer bezahlt! Das muß anders werden

und zwar sogleich! neu veranlagt, und das so hoch wie möglich! Denen wollen wir's schon besorgen!

Selten waren die hochweisen Herren so tugendhaft entrüstet und zugleich so einig gewesen.

„Wie habt Ihr's nur angefangen?“ fragten sie Dürkraft, „das grenzt wirklich an Zauberei — sagt einmal offen, wie habt Ihr das herausgebracht?“

Er schüttelte geheimnisvoll lächelnd den Kopf und freute sich im stillen seines bedeutend gestiegenen Ansehens.

„Wißt Ihr was?“ flüsterte ihm der Vater der Stadt vernehmlich zu, der wohl eine Ahnung des Zusammenhangs haben mochte: „reicht unverzüglich Eure Eingabe um Gehaltsaufbesserung wieder ein. Jetzt sind mehr Mittel vorhanden.“

Am 24. Dezember waren wieder nach alter Gewohnheit die Stammgäste im Ratskeller beim Feiltschoppen beisammen; auch die feindlichen Geldbrüder Knispel und Wassermann fehlten nicht. Der unsichtige Dürkraft benutzte diese ihm gelegene Zeit, jedem seiner beiden Gönner ein großes amtliches Schreiben ins Haus zu bringen — eine persönliche Begegnung war ihm aus gewissen Gründen unerwünscht.

Wassermann blieb ziemlich gelassen, als er bei seiner Heimkehr die Besicherung vorfand, denn er erkannte Hand und Siegel und ahnte den Inhalt. „Das konnte nicht ausbleiben — darauf muß' ich gefaßt sein,“ murmelte er — „aber,“ fuhr er, von einer freudigen Ahnung erfasst, fort, „vielleicht ist das Pflaster für die Wunde gleich dabei: die Ankündigung, daß ich zum Orden vorgeschlagen bin!“ Und hastig riß er den großen Umschlag auf — ach! das Böse, das er gewittert hatte, war da, ein voll, gerüttelt und geschüttelt Maß, von Trost aber keine Spur! Er knickte zusammen wie ein Taschenmesser. „Sollte der Schurke von Dürkraft — nein, es ist undenkbar, es klang alles so glaubhaft — aber sollte der Hund mich beschwindelt haben, mich?“

Ander's nahm der heißblütige Knispel die Sache auf. In seiner Ungeduld hatte er längst die Tage gezählt, dem Briefboten jedesmal erwartungsvoll entgegenzusehen — er wußte, ein Orden wird nicht immer durch zwei vornehme Räte überbracht, sondern kann auch in einem Paletchen, in einem starken Briefe kommen — da liegt endlich das große Biered aus derbem Papier, mit dem mächtigen Amtssiegel, hurra! hastig befühlte er es — nein! das ersehnte mit Sammet und Seide gepolsterte Kästchen kann nicht darin stecken — aber jedenfalls die Hauptsache, das Patent! Nun, es hat lange genug gedauert — aber endlich ist nicht ewig, hoch, hoch der neue Ritter! Aber die stolze Freude wollen wir mit aller Behaglichkeit genießen!

Er ließ sich in einem Polsterstuhl nieder, besah den Brief von allen Seiten, warf einen verklärten Blick aus den kleinen Schweinsaugen zur Himmelsdecke empor und schnitt dann ehrfurchtsvoll den Umschlag auf.



Das war ein gemüthlicher Tag für den armen Dürkraft.

„Auch der wird aufbewahrt, für Kind und Kindeskind!“

Aber kaum hatte er zu lesen begonnen, da sank sein Haupt schlaff auf die Brust herab. Die Enttäuschung war zu entsetzlich. Statt mit einem Orden wurde er mit einer ganz ungeheuren Steuererhöhung bedacht!

„Ich ersride! Uff! Ich halt's nimmer aus!“ stöhnte er. Dann gewann die Wut die Oberhand; er sprang auf und ballte die Faust: „O Dürrast, du Schuft, du Erzhalunke!“

Den verhängnisvollen Brief in der Hand, raste er fort zum Rathause. Ein Glück für den Amtsdienner, daß die Mittagsstunde vorüber und er selbst sicher daheim und dem Ergriminten nicht im Wege war.

Der Bürgermeister, ebenfalls schon in seiner Wohnung angelangt, blickte dem ungebetenem Besuch befremdet entgegen. „Ist das eine Art?“ polterte Knispel; „das kann doch nicht Ernst sein — soll ich mit Gewalt zu Grunde gerichtet werden, auf einmal? Bei solchen Sprüngen bricht man Hals und Bein —“

Der Bürgermeister ließ ihn toben, ging schweigend an ein Bücherbrett, schlug ein vielbenutztes Handbuch nach und hielt dem Verblüfften kaltblütig das Steuergeßel vor: „Hier ist Ihre Klasse, Herr Knispel! Überzeugen Sie sich gefälligst selbst. Und nach Ihrer eigenhändigen, übrigens sehr lobenswerten Erklärung —“

„Aber das war ja nur wegen —“
„Weswegen?“ Der Bürgermeister sprach so faust und freundlich.

„Der verfluchte Dürrast hatte mir doch gesagt — — Erst die War' und dann das Geld, mein' ich — oder gleichzeitig — ist die Sache wenigstens im Gange, he? können Sie mir das sagen? Sie müssen's ja wissen, Sie sind selbst Ritter und überhaupt der Nächste dazu — verstellen Sie sich nicht — Sie wissen's von Anfang bis zu Ende!“

Er trocknete sich nach dieser unzusammenhängenden Rede die glühende Stirn.

„Man muß nicht alles sagen, was man weiß,“ entgegnete der Vater der Stadt schlau lächelnd; „das ist meine Ansicht, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen wohlgemeinten Rat zu geben, Herr Knispel. Sie drücken sich nicht allzudeutlich aus, aber vielleicht merkt' ich doch, wohin Sie zielen. Ich kann schweigen. Herr Wassermann, wie's scheint, auch, obgleich er noch mehr als Sie zahlen muß — davon heißt nun einmal kein Mäuslein mehr einen Faden ab. Und Dürrast ist im ganzen auch ein stiller Mensch. Ich gestehe, er hat mich selbst in Erstaunen gesetzt. Hossentlich hält auch er das Maul, wenn er nicht gereizt wird. — Guten Appetit — es ist wohl Zeit zum Essen!“

Knispel starrte ihn finster an, würgte einen Fluch hinunter und trollte sich dann verwirrt heim.

Der Orden blieb auch im neuen Jahre aus, aber die hohe Steuer mußten beide Ritter in spe fortan ritterlich tragen. Dürrast ging ihnen soviel wie thunlich aus dem Wege, blieb auch still und ruhig wie zuvor.

Aber was vier Menschen ganz und alle Mitglieder einer Kommission halb wissen, kann das verborgen bleiben?

Ein dankbares Gemüt oder „Die famose Geschichte“.

Von Wilhelm Fischer.

Unsere Zeit ist verrohnt und abgestumpft. Erzählt man eine ernste Geschichte, so gähnen die Zuhörer;

bringt man eine köstliche Schnurre vor, so rufen sie: „Meidinger!“, gefällt man sich in einem barmhertigen Wortspiele, so schreien sie: „Au!“ und halten die Doreen zu. Da thut's einem ordentlich wohl, zuweilen einmal wieder auf ein kindliches Gemüt zu stoßen, das sich noch über eine Kleinigkeit herzlich freuen kann, und dies seltene Glück wurde mir vor kurzem auf einer Wanderung zuteil.

Ich war abends in einem Wirtshause eingelehrt, wo noch mehrere Gäste am mächtigen Tisch saßen, unter ihnen ein junger Mann, wohlgekleidet, auch ziemlich wohlbeleibt, blond, mit roten Wangen und einem überaus gutmütigen Gesichtsausdruck. Er war der einzige Fremde außer mir, wie ich bald im Laufe der Unterhaltung erfuhr, und hielt sich Bergnützens halber einige Wochen in dem reizend gelegenen Städtlein auf. Er rade als ich hinter meinem Schöppchen Platz nahm sagte sein Nachbar, ein Förster, zu ihm: „Morgen kann ich nicht, und übermorgen ist Feiertag, aber wenn Sie am Donnerstag kommen wollen, so zeig' ich Ihnen wie man Fische gräbt. Den Weg können Sie nicht verfehlen: hier am Hause vorbei durch die Heide auf die Heide — am andern Ende sehen Sie das Forsthaus schon.“

„Sehr wohl! Sehr schön! Sehr gut! Und mir ist jeder Tag recht, ich bin ja jetzt sozusagen ein Freiberger, ha, ha, ha! so lange es dauert. Gewiß, dann komm ich morgen — wollt' ich sagen übermorgen — das heißt ich mein' Donnerstag.“

Schon diese Schärfe der Auffassung und des Ausdruckes erweckte ein günstiges Vorurteil in mir, da durch die folgenden Reden des geistvollen Jünglings glänzend bestätigt wurde: „Und da Sie von einer Heide sprechen, Herr Förster, da fällt mir eine famose Geschichte ein — ha, ha, ha! ich hab' schon oft darüber gelacht und muß immer wieder lachen, wenn ich daran denke — es war zu gut! wirklich, eine ganz famose Geschichte!“

Die Gäste rüdten zusammen, obgleich für mehrere die gewohnte Stunde des Ausbruchs schon geschlagen hatte, der Förster horchte auf und ich lauschte gespannt denn eine gute Geschichte ist ein wahrer Fund für mich.

„Ja, man sollt's kaum glauben,“ fuhr der edle Jüngling fort, „aber ich hab' die Geschichte selbst erlebt — es ist schon einige Jahre her — vielleicht vier Jahre — nein! so lang doch noch nicht — es mögen doch Jahre gewesen sein —“

„Kommt es so sehr auf die Zeit an?“ fragte ein würdiger Bürger. Ihm kam's augenblicklich sehr an die Zeit an, denn nicht nur sein Abendessen, sondern auch seine Frau wartete auf ihn.

„Nicht im mindesten — die Geschichte bleibt eben gut — aber jetzt weiß ich es genau: es war im vorigen Herbst vor zwei Jahren. Ganz recht, ganz recht, ja wohl! Im nächsten Herbst werden's drei Jahre.“

Beruhigt im tiefsten Innern, daß er diese wichtige Frage endgültig entschieden hatte, stärkte er sich durch einen Trunk, zog mehrmals heftig an der Cigarre, die er zu erlöschern drohte, und fuhr dann zu unserer Freude munter fort: „Nicht gar weit von unserm Gute lag das meines Veters — Sie kennen doch meinen Vetter?“

„Nein!“ antwortete der Förster lakonisch.

„Was? Sie kennen meinen Vetter nicht? Dem kennst ja jedes Kind. Das ist merkwürdig. Sehr merkwürdig und sonderbar!“

Er dachte einen Augenblick tief sinnig über diesen Rätsel des Menschenlebens nach, bis ihm der Förster

Lösung durch die Bemerkung erleichterte: „Bedenken Sie, das Landgut Ihres Herrn Vaters ist volle zehn Meilen von uns entfernt.“

Da haben Sie wieder recht! Das ist auch wahr! daran wird's liegen. Das macht freilich einen Unterschied. Ganz recht, ganz recht! Sonst — ich kann Ihnen versichern: bei uns ist mein Vetter eine recht kannte Persönlichkeit. Ich vergesse zuweilen, daß ich nicht daheim bin — ein gutes Zeichen, daß ich mich recht wohl fühle, nicht wahr, ha, ha, ha! — Kurz und gut also: mein Vetter wohnt etwa eine halbe Meile von uns. Das heißt, er ist eigentlich nicht ein rechter Vetter, sondern die Verwandtschaft hängt zusammen: die zweite Frau seines Vaters — nein! die erste Frau, also seine Stiefmutter, wenn man so sagen soll, aber damals war er noch nicht auf der Welt, diese erste, jetzt längst verstorbene Frau seines Vaters war die Nichte meines Vaters, oder richtiger Waise oder Cousine — man nennt das bei uns alles Nichte. Und so haben wir beide einander Vetter genannt, so lang ich denken kann, und sind dicke Freunde — er hat auch oft über die famose Geschichte gelacht.“

„Lassen Sie uns auch al lachen!“ bat ein anderer.

„Sehr gut, ha, ha, ha! das war wirklich gut! das war gut gegeben! so, damit Sie's genau verstehen, sehen Sie ge- lüchelt her.“ Er tunkte in die Finger in den Wein und malte auf den Tisch: „Hier ist unser Haus — dort also wohnt ein Vetter — dazwischen liegt ein Berg, den kann man weiter nicht malen, man müssen sich die Herren zu denken. Es ist kein sonderlich hoher Berg, eher ein Hügel, eine Anhöhe, oder wie man's nennen will. Der nächste Weg von einem Hofe zum andern führt natürlich über diesen Hügel oder Berg und nicht zu verfehlen; er mag, wie gesagt, eine halbe Meile weit sein — nun wart einmal! vielleicht sind's ich dreiviertel Stunden — nein! so viel ist es doch wohl nicht — merkwürdig, ich hab' ihn so manchmal gemacht, aber gerade dann achtet man nicht so genau drauf — ja ja, ein halbes Stündchen ist 'was knapp, ich dreiviertel 'was viel.“

„Sagen wir vierzig Minuten,“ kam ihm der Förster zu Hilfe.

„Sehr gut! Darauf trinken Sie 'mal, Herr Förster! Sie haben mir, wie man so sagt, das Wort aus dem Munde genommen. Vierzig Minuten, das wird stimmen. Das heißt, um den Berg herum, der Landstraße nach, ist es natürlich viel weiter; das versteht sich von selbst, das liegt auf der Hand. Darum geh' ich auch nie herum. Fahren, das ist was anderes, aber gehen —“

„Die Geschichte!“ drängte der sich verspätende Ehe- mann, der wie auf Kohlen saß.

„Ja, ganz recht! die müssen Sie noch hören, 's ist wirklich gar zu gut. Also, eines schönen Nachmittags im Herbst, d. h. es war nicht besonders schön, es schelte stark, man sagt nur so —“

„Was geschah da?“

„Es war gerade Sonntag und ich wußte nicht recht, was ich anfangen sollte, da dacht' ich: Du willst 'mal zu deinem Vetter gehen! Und um das gleich hier einzuschreiben — erfahren hab' ich's natürlich erst später — genau um dieselbe Zeit hat mein Vetter den nämlichen Gedanken gehabt! ist das nicht merkwürdig?“

Da er es durchaus zu erwarten schien, so gaben wir ihm bereitwillig unser Erstaunen über dieses geheimnisvolle und unerklärliche Zusammentreffen zu erkennen, und sichtlich befriedigt fuhr er fort: „Gesagt, gethan! Oder vielmehr gedacht, gethan! Denn gesagt hab' ich's niemanden — halt! doch, meiner Mutter, als ich den Überrock anzog und sie mich fragte: „Wo willst du denn hin? Es ist ja ein Nebel draußen, daß man den Hut daran aufhängen könnte.“ — Ganz recht! Also gesagt, gethan! Durch den Baumhof, durch die Wiese — etwa so! — nun den Berg hinan, in den Wald — der Weg ist beim besten Willen nicht zu verfehlen — jetzt aus dem Wald heraus auf die Heide — wissen Sie, Herr Förster, dadurch bin ich ja an diese famose Geschichte erinnert worden, daß Sie von einer Heide



„Die Geschichte war wirklich zu famos!“

sprachen, so geht's! Das heißt, was ich jetzt einmal so nenne, das ist eigentlich keine Heide. Heidekraut wächst wenig da, überhaupt nicht viel. Schlechtes Land oben auf dem Berge, man geht und fährt da, wie man will, rechts und links, kreuz und quer — ich glaub', es gehört der Gemeinde — uns gehört es nicht, so viel weiß ich bestimmt —“

„Was ist Ihnen nun eigentlich da passiert?“

„Drängte ein Ungeduldiger.“

Nichts, durchaus nichts! Nur ward der Nebel immer dichter. Aber ich kam glücklich über die Heide, ich kam an den Wald auf der andern Seite, ich fand auch die Schneise und dachte an weiter gar nichts und ging gemüthlich zum Hofe meines Veters hinab. Nun passen Sie auf! Er war nicht daheim. „Ist er dir nicht begegnet?“ fragte seine Frau. Er ist nämlich schon verheiratet. „Nein!“ sag' ich ganz erstaunt. „Sonderbar. Er wollte zu dir und ist schon eine gute Weile fort. Vielleicht hat er sich anders besonnen und ist ins Dorf gegangen.“ Nun gut, sie macht den Kaffee, und wir essen und trinken und schwätzen und verwundern uns, und eh' wir mit dem Kaffee fertig sind, wer tragt da munter wieder an? Mein Vetter! War er im Dorf gewesen? Nein! Hatte er den Umweg über die Landstraße gemacht? Nein! Recta via über den Berg zu mir und zurück. Und wie klärte sich die Sache schließlich auf? Ja, das raten Sie nicht — ich will's Ihnen nur sagen: Wir waren auf der Heide im Nebel aneinander vorbeigegangen! Du lieber Himmel, was haben wir gelacht! Den ganzen Abend — bei der vierten Flasche noch mehr als bei der ersten! Die Geschichte war wirklich zu famos. Ich muß noch lachen, so oft ich nur daran denke.“

Das that er denn glücklicherweise auch jetzt recht

herzlich, und merkte darüber die Undankbarkeit seiner Zuhörer kaum. Sie waren leider von dem ägenden und zeretzenden Zeitgeiste angegriffen, der jeden Genuß antränfelt, jede harmlose Freude alsbald verkümmern läßt und nur auf die schärfsten Reizmittel ein schwaches Lebenszeichen giebt. Nicht die sorgfältige Behandlung anscheinender Kleinigkeiten, nicht die liebevolle Ausmalung der feinsten Züge, nicht die Behutsamkeit in der Wahl und Berichtigung der Ausdrücke, nicht die strenge Gewissenhaftigkeit bei Zeit- und Raumangaben, nicht die geschickte Steigerung und überraschende Lösung der Spannung hatte Eindruck auf die Stumpfen gemacht; alle Kunst der behaglich breiten Darstellung war bei ihnen verlorene Liebesmüh'. Der Ehemann warf nach einem mürrischen „n Abend“ die Thür hinter sich zu; auch die andern zerstoben schleunigst und suchten Stock und Hut; sogar der Förster leerte, füllte und leerte sein Glas mit eiliger Geschwindigkeit und machte, sich erhebend, eine langsame Bewegung, als wolle er seinen Anteil an der Beche zahlen, was jedoch der fremdliche Jüngling nicht zugab. Bald waren wir beide allein und mein leutselig strahlendes Gesicht stößte ihm soviel Vertrauen ein, daß er lächelnd zu mir sagte: „Nicht wahr, eine famose Geschichte!“ — „Ich habe seit Jahren keine ähnliche gehört!“ antwortete ich aufrichtig und belohnte ihn alsbald durch eine Schnurre, über die meine besten Freunde nicht mehr lachen wollen, die dies dankbare Gemüt aber so begierig einsog, wie empfängliche Gartenerde einen warmen Regen. Dennoch bleib' ich, wie ich wohl fühle, in seiner Schuld, und wenn wir einander je wieder treffen, so will ich ihm lieber zwei meiner ältesten Geschichten erzählen, eh' ich ihn wieder um eine der feinigsten zu bitten wage.

lange zu bestimmen und ohne zu fragen: „Wohin?“ sich die ungeheure Menge in Bewegung. Inerit es langsam abwärts, dann immer schneller, endlich es in so rasender Eile, daß unserer Schneeflocke und Sehen verging.

Aber wie man sich im Leben an alles gewöhnt, auch unsere Schneeflocke an die rasche Fahrt. Sie sah sich über die Augen und sah im Dunkel neben sich ein anderes Schwesterchen, das mit ihr gleichen Schritt im Tritt hielt. Das war viel erfahrener, hatte schon weite Reisen gemacht und wußte auch, wohin der Weg sie führen sollte. Da hörte denn unsere Schneeflocke es ginge der Erde zu. Das sei ein großer, runder, ein buckeliges Ding, auf dem Geschöpfe wohnten, Menschen hießen. So sonderbare Wesen aber, wie Menschen seien, gäbe es weit und breit nicht. Die Menschen machten sich viele Mühe und Arbeit; hätt auch viel Haß und Streit; aber sie hätten ein Auge auf das sie sich das ganze Jahr freuten und für sie sich wochenlang vorher rüsteten. Das Fest hieß sie Weihnachten. Und wenn der Festtag käme, läuteten sie mit allen Glocken, und ihre Wohnungen schmückten sie mit grünen Bäumen und erhellten sie mit ungezählten Lichtern. Es sei gar lieblich anzusehn, bei diesen Feste die harten Herzen der Menschen zu würden, wie lieb sich Eltern und Kinder hätten und wie freundlich die Reichen für die Armen sorgten. In den großen Versammlungen, welche in dieser Zeit Menschen hielten, verkündeten Männer in langen, schweren Gewändern ein Wort, das Engel vom Himmel gebracht haben sollen, und das lautet: „Friede auf Erden“.

Gespammt hörte unsere Schneeflocke dieser Erzählung. Unterdesse aber waren sie der Erde näher gekommen. Unsere Schneeflocke sah sich eine große dunn und der Masse. Richter blitzten da und dort auf. Ein dumpf Geräusch drang von unten herauf in die stille Höhe. Und wie unsere Schneeflocke näher kam, sah sie ein großes Haus unter sich; einsam war es gelegen, auf der Bergeshöhe am Waldestrand, mit vielen Fenstern. Sie ging zum Bestimmen blieb nicht lange und so leuerte um die Schneeflocke dem Hause zu und kurz bejommen ließ sie sich auf einem der vielen Fenster nieder. Jetzt sah sie, wie müde sie war; sie mochte sich gar nicht erkundigen, wo sie eigentlich war. Sie schloß ihre Augen und bald schlief sie so sanft und ruhig wie ein Schläfer alle im Hause drinnen.

Es war schon spät am Tage, als unsere Schneeflocke erwachte. Sie war nicht allein, viele ihrer Schwester neben ihr. Sie machte jetzt weit die Augen auf und sah tief unten im Thal eine Stadt. Ihre Nachbarn sagten ihr, das sei Lahr, und das Haus, an dem die Fenstern sie sahen, wäre das Reichswaisenhaus. Sie erinnerte sich unsere Schneeflocke einer Geschichte, die oben am Himmel passirt war. An ihr gingen nämlich einstens zwei Frauengestalten vorüber, die eilig einander redeten und aus deren Flügen eine himmlische Freude strahlte. Unsere Schneeflocke hörte aus ihrer Rede, daß sie Mütter wären, die Gott früh von der Erde weggerufen hätte. Es wäre ihnen so schwer geworden, von ihren Kindern zu scheiden, und ihr Götter wäre ihnen gebrochen, als Gottes Engel sie abgerufen hätte, denn ihre Kinder wären mit ihrem Tode gestorben geworden. Sie hätten selbst ihrer Seligkeit im Himmel nicht froh werden können, weil sie nicht gewußt hätten, was aus ihren Kindern geworden wäre. Jetzt sei ihr Kunde geworden, daß dieselben in das Reichswaisenhaus verbracht worden wären, wo sie sicher seien und wohl geborgen und wo ihnen das Schönste



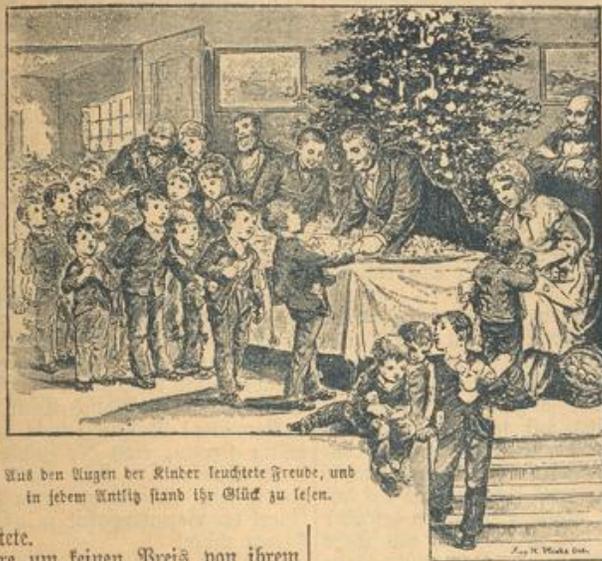
Die Geschichte einer Schneeflocke.

Eine Weihnachts-erinnerung an das erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.

Es war einmal eine Schneeflocke, die wohnte mit vielen ihrer Schwestern hoch oben am Himmelszelt. Ihr Standort war dem Himmel so nahe, daß sie manches hörte, was drinnen geredet ward, und sehen konnte, was dort geschah. Und was sie hörte und sah, gefiel ihr so über alle Maßen, daß sie gern für alle Zeiten dort geblieben wäre.

So war eines Abends, da es schon dämmerte und die vielen Himmelslichter hell flammten, unsere Schneeflocke in den Anblick der Herrlichkeiten des Himmels versunken. Da kam plötzlich auf den Fittichen des Sturmes für das ganze Heer der Schneeflocken von Gott der Befehl zum Weiterziehen. Und ohne sich

würde, was es auf Erden gäbe: Vater- und Mutterliebe. Und nun seien sie auf dem Wege, um vor Gottes Thron Dank zu bringen, denn ihr einziger und höchster Wunsch sei erfüllt. An diese Geschichte mußte unsere Schneeflocke denken, als sie vom Reichswaisenhause



Aus den Augen der Kinder leuchtete Freude, und in jedem Antlitz stand ihr Glück zu lesen.

Jetzt aber wollte unsere Schneeflocke erst recht sehen und hören. Leugierig wie sie war, redete sie sich, so gut sie konnte, und sah durch die Fensterscheibe das Zimmer hinein. Flug wie die Schneeflocke war, merkte sie bald, daß da in dem großen Saale etwas Besonderes vorgehen müsse. Tische standen unberührt gedeckt, mit ihnen reich beladen. Ein großer Baum stand in der Mitte mit Gold und Silber reich geschmückt. Menschen saßen geschäftig ein und aus; es war so, wie wenn man sich zu einem großen Feste rüstete.

Die Schneeflocke wäre um keinen Preis von ihrem Plage gewichen. Sie wollte sehen, was da vorgehen sollte. Endlich, wie der Mittag vorüber war, kamen Damen und Herren aus der Stadt. Sie traten in den Saal; ihr Angesicht war frisch gerötet von der Kälte, aber aus allen Zügen strahlte Freude. Immer größer ward ihre Zahl. Festordner eilten hin und her. Endlich schien alles still zu werden, aller Blicke richteten sich gegen die Thüre. Diese ging auf, und herein kamen hundert Knaben, einer wie der andere gekleidet; der jüngste wollte gar kein Ende nehmen. Die Schneeflocke sah es den Knaben gleich an, daß es Kinder waren von verschiedenen Eltern, und hörte aus leise geflüsterten Worten, daß sie aus allen Himmelsgegenden Deutschlands zusammengelassen waren; aber, was der Schneeflocke das liebste gewesen, sie sah, daß sie alle glücklich waren wie Kinder, die Vater und Mutter haben.

Und nun ward unserm Schneeflöckchen gar feierlich zu Mut. Es hörte, wie die Kinder sangen, und aus jedem Ton klang das Glück, und es hörte, wie Männer mit und ohne großem Worte redeten von Gottes- und Menschenliebe, und es vernahm, wie einer zu den Kindern redete, wie ein Vater zu seinen Kindern spricht. Und es sah, wie jedes der Kinder an den Tisch treten durfte und ward ihm sein Teil zugewiesen, und der war nicht klein. Und aus den Augen der Kinder leuchtete Freude, und in jedem Antlitz stand ihr Glück zu lesen, und über ihre Lippen brach es wie jubelnder Dank. Und unser Schneeflöckchen sah, wie dabei manchem der Erwachsenen warm ums Herz wurde, und wie da und dort eine Hand verstoßen eine Thräne aus dem Auge wischte, und doch brauchte sich niemand ihrer zu schämen. Da aber geschah etwas, was den Menschenaugen verborgen blieb, aber unser Schneeflöckchen hat es gesehen. Plötzlich ward es wie stille in dem großen Saale und über Gaben und Geber, über Große und Kleine ergoß sich's wie heller Schein. Und unser Schneeflöckchen sah, wie zu jedem der frohen Kinder

eine Frauengestalt trat. Von der Erde waren sie nicht, denn ihr wallendes Gewand leuchtete wie mildes Licht. Und jede der Frauen sah lange lange auf ihr Kind, und in ihren Zügen lag Behmut, gemischt mit seliger Freude, und auf jedes Kinderhaupt fiel leise eine Thräne.

Dann aber sah unsere Schneeflocke, wie die Frauen ihre Arme um die Kinder schlangen, als wollten sie Abschied nehmen, und wie jede leise den Mutterkuss hauchte auf der Kinder frohe Lippen. Mancher der Knaben aber schaute verwundert auf, als hörte er die Mutterstimme, als fühlte er die Mutterliebe.

Unserer Schneeflocke aber ward es so selig, wie sie es war so hoch da droben an der Himmelsbühn, und sie sehnte sich nach dem Sonnenstrahl, der sie verwandelte, wie wir einmal verwandelt werden. Wenn aber der Sonnenstrahl auf

weichem, warmen Arme sie wieder zum Himmel trägt, dann will sie dort verkünden, daß von der Liebe, die Gott hat, ein Strahl auch auf die dunkle Erde gefallen ist, reich genug, um alle zu beglücken, die Großen und die Kleinen, die Kinder, sicher am Elternherzen, wie die Kinder, wohlgeborgen im Waisenhaus.

Das erste deutsche Reichswaisenhaus.

„Hinfender, wie steht's mit Euerm Reichswaisenhaus?“ So wird mancher geneigte Leser fragen. Nun, die „Schneeflocke“ hat es euch ja erzählt!! Und als sie, von einem warmen Sonnenstrahl getragen, in die Himmelsräume verschwand, hat sie auch dem lieben Gott Bericht erstattet über all die Herrlichkeiten, die sie empfängt hat in der Christnacht, da sie an einem Fenster des Waisenhauses mit ihrem kristallhellen Auge in die festlich geschmückten Räume blickte. Gut steht's! 79 zumeist unglückliche, verwaiste junge Menschenkinder sind dem Schmutze und dem Glend entrissen und werden zu einem menschenwürdigen Dasein, zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen. Unter der liebevollen Obhut ihres wackern Waisenvaters und ihrer sorgfamen Waisennutter bilden sie eine glückliche Familie. Der goldene Familienspruch: „Liebet euch untereinander!“ wird in die jungen Herzen gepflanzt. Und diesen goldenen Spruch werden sie mit in ihr künftiges Leben hinausstragen, und dazu ein gründliches Wissen, das sie in der Volksschule erworben, einen echt religiösen Sinn, den sie ihrem Religionslehrer verdanken, wahre Vaterlandsliebe und eine blühende Gesundheit, die prächtig gedeiht in der herrlichen Luft, bei einfacher, aber kräftiger Kost und bei der Arbeit in Feld und Garten. 79 Kinder aus allen Gauen Deutschlands und von allen Konfessionen! Ein armes 80. Kind ist einer tödtlichen Krankheit erlegen und wird als Engel jetzt dem lieben Gott erzählen, wie es gemeint habe, da unten